Anti-Zarathu...

Otto Henne am Rhym

HENNE AM RHYN.

Anti-Zarathustra.

ALFRED TITTEL'S VERLAG. ALTENBURG S/A.

1899

ANTI-ZARATHUSTRA.

GEDANKEN
ÜBER
FRIEDRICH NIETZSCHES
HAUPTWERKE.

VON

DR. OTTO HENNE AM RHYN.

»Ich sah in München Nietzsches Bild von eines Meisters Hand gemalt. Der unglückliche Mann mit seinem unzweifelhaft einst gross angelegten Geiste war unter einer grünen Laube sitzend dargestellt. Seine Augen schienen vom Wahnsinn umflort. Das Wort eines Jüngers desselben kam mir in den Sinn: die Welt sei für Nietzsches Lehre noch nicht reif! und es lag nahe, den Schluss zu ziehen: In der Stunde, wo sie dazu reif würde, wäre sie auch dem Wahnsinn verfallen.«

Dr. Rich. Friedrich, Nietzsche-Kultus, S. 23.

ALTENBURG, S.-A.
ALFRED TITTEL'S VERLAG.
1899.

VORWORT.

Lange Zeit, wohl ein halbes Jahr, habe ich in peinlicher Ungewifsheit zugebracht, ob ich diese Schrift der Öffentlichkeit übergeben solle oder nicht. Mehreremal schwankte ich in der Zeit zwischen der Bearbeitung ihrer beiden Teile, ob ich das bereits Geschriebene vernichten solle. Nicht der Zweifel an der Richtigkeit meiner Ansichten verursachte dieses Schwanken, sondern teils das Vorhandensein mehrerer Schriften gleicher Tendenz, teils das Widerstreben, gegen einen Kranken und Unglücklichen, der nichts davon empfindet, aufzutreten. Ich mufste mir aber sagen, einerseits, dafs die Anhänger Nietzsches mit einer Keckheit auftreten, die einem die Feder in die Hand zwingt, und dafs sie noch lange nicht vollständig widerlegt sind, und andererseits, dafs die Hauptwerke Nietzsches in einem Stile abgefafst sind, der durchaus keine Schonung anderer kennt. Kann auch der arme Kranke, selbst wenn er wollte, sich nicht wehren, so ist doch meine Schrift nicht gegen seine Person, sondern gegen seine hauptsächlichsten Ansichten gerichtet.

Der Professor a. D. Nietzsche und der Verfasser des »Zarathustra«, des »Jenseits von Gut und Böse« u. s. w. sind in dieser Schrift vollständig auseinandergehalten; denn, wie darin wiederholt gezeigt werden soll, unterscheiden sie sich so scharf, wie zwei ganz verschiedene Personen. Man ist versucht, an ein rätselhaftes Doppelwesen (Doppel-Ich) zu denken. Das bitte ich im Gedächtnis zu behalten und

nicht fälschlich zu behaupten, ich hätte einen Kranken angegriffen! — Nein! Ich bekämpfe nicht den Mann, sondern den Schriftsteller, seine im Leben nicht von ihm betätigte, aber in seinen Büchern von ihm verkündete und verfochtene atheistische und immoralistische Lehre und seine blinden Anhänger. Ich nenne ihn zwar, meine aber damit nur seine Werke und die Herren Kaatz, Steiner, Zerbst, Tille u. s. w., die wirklich keine besonderen Rücksichten verdienen*) und in einem Grade von Anmaſsung und Leidenschaft aufgetreten sind, der zur Anwendung des bekannten Sprichwortes vom Klotz und Keil verführt, dem ich aber nur in geringem Maſse gefolgt bin. Ich bin mir bewuſst, nicht schärfer, zum Teil sogar weniger scharf aufgetreten zu sein, als die Herren Nordau, Stein, Ritschl, Achelis, Duboc, Türck, Friedrich u. a., mit denen ich im ganzen und groſsen übereinstimme (nur teilweise mit Riehl, Gallwitz, Schellwien, Weigand und Tönnies), deren Schriften ich aber nicht erschöpfend genug finde. Namentlich glaube ich in Verteidigung der Frauen gegen Nietzsche allein zu stehen. Daſs ich nur die Werke Nietzsches vom »Zarathustra« an, d. h. diesen und die ihm folgenden drei ethischen Schriften berücksichtigte, hat seinen Grund darin, daſs ich gegen die vorhergehenden, älteren Schriften Nietzsches nichts Wesentliches einzuwenden habe, teilweise sogar damit einig gehe, und die drei späteren (zwei gegen Richard Wagner, sowie den »Antichrist«) nicht zu berücksichtigen habe, weil ich kein Musikkenner bin und den »Antichrist« bereits der geistigen Gesundheit völlig entfremdet, daher unzurechnungsfähig finde. Mit

---

*) Die für Nietzsche schreibenden Damen nehme ich wie billig aus.

anderen Worten: Ich bespreche nur Nietzsches dritte, von Ritschl als »instinktivistische« bezeichnete Periode und kann die zwei vorhergehenden nicht als vorbereitende, sondern nur als von ihm überwundene Standpunkte betrachten. Aber auch die genannten, hier behandelten vier Werke sind nur teilweise besprochen, weil grofse Teile, namentlich der drei ethischen Schriften, mir keinen Anlafs dazu boten. Insbesondere habe ich alles, was Nietzsches Angriffe auf Personen betrifft, unberücksichtigt gelassen, da es sich dabei nicht um Grundsätze, sondern lediglich um Stimmungen handelt.

Um diese letzteren handelt es sich zwar in Nietzsches Werken überhaupt sehr stark; sie sind sogar wesentlich subjektive Stimmungsprodukte. Soweit sie aber von Grundsätzen handeln, sind sie um so gefährlicher; denn empfindsamen und phantasiereichen Gemütern teilen sich Stimmungen gar leicht mit und haften auf die Dauer in ihnen. Dies ist aber namentlich der Fall, wenn dazu eine Sprache beiträgt, die, wie diejenige Nietzsches, bei Mangel an Nüchternheit und ruhiger Überlegung des Lesers, durch ihre Eigenart, namentlich ihre kunstvollen Wortspiele, ihre Aneinanderreihung von Bildern, und nicht zum wenigsten durch ihre mystische Dunkelheit und traumhafte Nebelwelt besticht und blendet. Das meiste tragen dazu wohl die eingeflochtenen lyrischen Stellen bei, die noch das für sich haben, dafs sie vom System des Verfassers absehen und sich blofs an das Gemüt wenden. Ein philosophisch durchdachtes System enthalten ja allerdings Nietzsches Werke nicht; aber ein Grundgedanke durchzieht namentlich die hier besprochenen vier Werke: die Verherrlichung der Hervorragenden und die Verachtung der Menge, und das schmeichelt natürlich allen denen, die sich selbst, wenn auch ohne Grund, für hervorragend halten.

Da ich nun der entgegengesetzten Ansicht bin, nämlich derjenigen, daſs die auf das Hervorragen, auf die »Vornehmheit« Anspruch Erhebenden genau zu prüfen sind, ob sie dazu ein Recht haben, daſs die Menge nicht zu verachten, sondern heranzuziehen ist, und daſs gerade die, welche dies verstehen, auf die Vornehmheit das meiste Recht besitzen, so habe ich mich verpflichtet gefühlt, für diesen Standpunkt ein- und gegen denjenigen Nietzsches aufzutreten. Wäre dieser Standpunkt vereinzelt geblieben, und hätte er nicht »Schule gemacht«, so hätte ich mein kleines Buch ungeschrieben gelassen.

Ich muſs es durchaus ablehnen, anzuerkennen, daſs Nietzsche, auch wenn er es beabsichtigte, nur für Auserwählte geschrieben habe. Denn erstens sind seine Werke Allen zugänglich und können daher auf Alle Einfluſs ausüben, und zweitens bemüht er sich, Seiten und Bogen hindurch Ansichten zu bekämpfen, die ohnehin kein Auserwählter, ja nicht einmal ein gewöhnlicher Gebildeter mehr teilt.

Es war mein Bestreben, die sehr zerstreuten Äuſserungen Nietzsches über einzelne Punkte des Kulturlebens zu sammeln und im Zusammenhange zu besprechen, zugleich aber den Zusammenhang des Ganzen, soweit ein solcher vorhanden ist, besser zu wahren als seine Anhänger, die gewöhnlich alles, was für ihn einnehmen kann, durcheinander werfen und das Gegenteilige einfach weglassen. —

Ferner bin ich stets von der Überzeugung ausgegangen, daſs keine Erscheinung der Gegenwart, wie Nietzsche stets annimmt, ein Abschluſs und ein Resultat, und zwar ein schlechtes sei, das man beseitigen und durch etwas »Besseres« (?) ersetzen müsse. Ich betrachte vielmehr alles,

was vorkommt und vorgeht, als einen Ubergang, als die Wirkung einer Ursache und als die Ursache einer kommenden Wirkung. Ich mufs daher das, was in der heutigen, von Nietzsche schlechtweg verworfenen Moral mangelhaft oder tadelnswert ist, als ein Überbleibsel älterer, geringerer Kultur, und das, was gut, wohltuend und gemeinnützig ist, als Vorzeichen künftiger höherer Entwickelung betrachten. Das ist gerade der Hauptpunkt meiner Abweichung von ihm, dafs ich in allem eine Entwickelung erblicke, während er nur Sprünge und Umwälzungen kennt.

Die für Nietzsche schreibenden Schriftsteller und Schriftstellerinnen legen zum Teil grofses Gewicht auf den Umstand, dafs Nietzsche im wirklichen Leben bescheiden, höflich, tolerant und menschenfreundlich aufgetreten sei. Das ist vollkommen richtig. Aber was folgt daraus für seine Schriften? Entweder schrieb er anders als er sprach und handelte, oder seine Werke sind anders zu verstehen, d. h. nicht wörtlich, sondern in einem Sinne, der erst künstlich hineingelegt werden müfste. »Ja, er meint das und das so und so,« heifst es dann immer mit erregten Worten. Man komme uns nur nicht damit! Wir fragen ganz einfach: wer ist berufen, Nietzsche zu interpretieren? Ein solcher müfste doch von ihm selbst in seine Absichten tief eingeweiht worden sein. Es ist nicht nachgewiesen oder nachzuweisen, dafs diese Ehre jemandem widerfuhr. Aber wozu ums Himmelswillen hätte er denn anders geschrieben, als er schreiben wollte? Abgesehen davon, dafs dies ganz unwahrscheinlich ist, liegt klar genug vor, was er wollte, und im Grunde leugnen seine Verehrer auch gar nicht, dafs eine rücksichtlose Herrenkaste sein Ideal und die Sklaverei des Volkes seine Tendenz war. Also warum seine extra-

vaganten Äufserungen, die zu diesem Streben vollkommen passen, überkleistern und abschwächen? Wir erklären uns die Sache dahin: er war längst innerlich krank, besonders seit dem Beginne des »Zarathustra«, und infolgedessen mit sich und der Welt zerfallen. Wenn er in der Einsamkeit schrieb, übermannte ihn der Ekel an der ganzen Welt, und er liefs ihm die Zügel ohne alles Mafs schiefsen. Befand er sich aber unter liebenswürdigen und unterhaltenden Menschen, so vergafs er seinen einsamen Welthafs und fügte sich gern in die heitere Wirklichkeit; war er aber wieder allein mit seinen quälenden Gedanken, so träumte er sich in ein Leben hinein, das mit dem wirklichen Leben in keinem Zusammenhange steht und ihn in die Möglichkeit hineintäuschte, ein Reformator der Welt zu werden!

Die Übertragung dieser persönlichen Ansichten und Stimmungen auf eine gröfsere Anzahl von Menschen ist aber gerade das Verderbliche! Ich verwerfe die Schöpfung von Utopien nicht, habe sogar selbst eine solche geschrieben*). Aber sie müssen sich als solche geben. Aus Nietzsches Werken ergiebt sich eine Utopie nicht von selbst, sie läfst sich aber herausfinden, und zwar als eine solche, die nur mit den empörendsten Gewalttätigkeiten ausführbar wäre. Sie ist nicht nur nicht geeignet, ein menschenwürdiges Gefühl zu nähren und zu pflegen, sondern vielmehr jedes solche Gefühl zu untergraben. Denn es wird unter denjenigen Lesern, die sich von Nietzsches Stil blenden und bestechen lassen, natürlich nur solche geben, die sich zur künftigen Herrenrasse, und keine, die sich zur Sklavenrasse rechnen. Unter diesen Herren aber können Nietzsches

*) Aria, das Reich des ewigen Friedens im 20. Jahrhundert. Pforzheim 1895.

Zukunftsträume nur einen maſslosen Eigendünkel, eine Verachtung von staatlicher Ordnung, Recht, Religion und Wissenschaft, und was praktisch noch das schlimmste ist, eine Miſsachtung und Geringschätzung sowohl des Volkes als des weiblichen Geschlechtes pflanzen! Daſs es aber vollends Damen giebt, die trotz der Peitsche und der Haremssperre, die ihnen Nietzsche in Aussicht stellt, trotz den Schlechtigkeiten, die er ihrem Geschlechte vorwirft, für diesen gefährlichen Träumer schwärmen, das ist und bleibt mir ein psychologisches Rätsel!

Aus wohlmeinender Sympathie für diese Verirrten habe ich mich entschlossen, jener Utopie des Zarathustrischen Wolkenkuckucksheim auf den Leib zu rücken.

Denn die Begriffsverwirrung ist durch Nietzsche auf einen fabelhaften Grad gestiegen. Müssen wir ja erleben, daſs in dem Nietzsche-Organ par excellence, im »Magazin für Litteratur« (1898 Nr. 43) unser Dichter-Philosoph geradezu als Förderer derjenigen Ideale gefeiert wird, wegen deren Herabwürdigung ich ihn leider angreifen muſste, nämlich der Freiheit und der Frauenwürde! Gerade weil ich, wie Herr Rudolf Steiner, die Freiheit hoch halte, muſs ich Nietzsches Herren- und Sklaventum bekämpfen. Gerade weil ich, wie Frau Helene Stöcker, die Frauenrechte verfechte*), muſs ich Nietzsches Frauenverachtung verabscheuen. Aus beiden Gründen muſs ich die Idee des Übermenschen, die nach Nietzsches Auffassung ohne Sklavenpeitsche undenkbar ist, verwerfen. Was seine Anbeter (die den Bibelorthodoxen im Buchstabendienste völlig gleichstehen) aus ihm herauslesen, ist eben leider

*) Mit einziger Ausnahme der politischen, weil für diese den Frauen die Gegenleistung (der Militärdienst) fehlt. Kein Recht ohne entsprechende Pflicht!

nicht Nietzsches, sondern der »Herren (und Damen) eigener Geist!«

Es ist erfreulich, dafs die hoffnungsvolle Jugend anfängt, das Zarathustra-Blendwerk zu durchschauen. Ich führe aus mehreren Beispielen nur an, was der treffliche Julius Hart (Der neue Gott, S. 80) sagt:

»*Jenseits von Gut und Böse versprach Nietzsche uns zu führen. Liest man den Titel und liest man das Buch, so hat man den feinen Täuscher und Betrüger nackt vor sich, den grofsen Romanisten, den Mann des blendenden Scheins, der schönen Form ohne Inhalt. Den genialen Büchertitelerfinder, den Schlagwort- und Etikettendichter.*«

Geht auch Julius Hart von einem anderen Gesichtspunkt aus (dem germanischen im Gegensatz zu Nietzsches romanischem), als ich (vom kulturhistorischen und philanthropischen), so ist sein Resultat dasselbe wie das meine, die Entlarvung eines »Dilettanten«, der »Operntexte« für tiefe Weisheit ausgiebt und dem es gelang, seine kolossalen Vorurteile bei einer verblendeten Gemeinde geradezu als das Gegenteil, als Vernichtung von Vorurteilen erscheinen zu lassen.

Möchte dieses Beispiel weiter wirken und auch mein Scherflein sich in gröfseren Kreisen Geltung erwerben!

St. Gallen, Frühlingsanfang 1899.

Der Verfasser.

Da ich nicht sicher bin, ob alle Leser dieser Schrift mit der Person und den Schriften Nietzsches bekannt sind, so lasse ich hier eine kurze Übersicht seines Lebens und Wirkens aus meiner »Kulturgeschichte der jüngsten Zeit« folgen.

Friedrich Wilhelm Nietzsche, 1844 zu Röcken bei Lützen als Pastorssohn geboren, wurde 1868 Professor der klassischen Philologie in Basel, welche Stelle er wegen eines hartnäckigen Kopfleidens schon 1879 niederlegen mufste, führte dann ein unstetes Wanderleben, meist in Italien und der Schweiz, und wurde 1889 in einer Irrenanstalt untergebracht, die er dann, ungefährlich, aber auch unheilbar, mit dem Aufenthalte bei seiner Mutter in Naumburg und jüngst bei seiner Schwester in Weimar vertauschte. In seinen Werken, die sich ausschliefslich auf den Menschen und dessen Kulturleben beziehen, ging er ursprünglich von Schopenhauer aus. So viele Wandlungen er auch durchgemacht hat, in einem Punkte blieb er stets konsequent, in dem von Schopenhauer übernommenen, anfangs noch nicht sehr hervortretenden Atheismus.

Es sind in Nietzsches schriftstellerischer Laufbahn drei Perioden zu unterscheiden. In der ersten stand er unter dem doppelten Einflusse Schopenhauers und Rich. Wagners. In diese fallen von seinen Schriften: »Die Geburt der Tragödie aus dem Geiste der Musik« (1872) und »Unzeit-

gemäſse Betrachtungen« (1873—1876), worin sich noch keinerlei eigentümliche Richtung, nur eine gewissermaſsen dithyrambische Excentrizität kundgiebt. Dann wandte er sich von seinen beiden Mentoren ab, von Schopenhauer, weil er an seiner Metaphysik irre wurde, von Wagner, weil dessen Hinneigung zum Christentum im Parsifal ihn abstieſs. In seiner zweiten Periode erschienen die aphoristischen Schriften: »Menschliches, Allzumenschliches« (1878), »Der Wanderer und sein Schatten« (1880), »Die Morgenröte« (1881) und die »Fröhliche Wissenschaft« (1882). In dieser (nach O. Ritschl) »intellektualistischen« Periode tritt sein Antichristentum schärfer hervor; es beginnt die Skepsis an der Wahrheit, aber noch nicht die Verleugnung der Moral. Für die Beurteilung seiner Eigenart und die Erklärung des Anhangs, den er fand, ist n u r die dritte (nach Ritschl) »instinktivistische« Periode maſsgebend, in welcher er schrieb: »Also sprach Zarathustra« (1883—1885), eine dunkle Prosadichtung in nachgeahmtem Bibelstil, »Jenseits von Gut und Böse« (1886), das eigentliche »Lehrbuch« seiner letzten und gefährlichsten Phase, dann dessen Ergänzung: »Zur Genealogie der Moral« (1887), »Der Fall Wagner« (1888), die »Götzendämmerung« (in demselben Jahre) und den »Antichrist«, der nur drei Monate vor seiner Erkrankung entstand und erst in seinen gesammelten Werken 1895 erschien, — das leidenschaftlichste, unversöhnlichste Buch, das jemals gegen das Christentum erschienen ist.

LITTERATUR.

Achelis, Dr. Thomas, Friedrich Nietzsche. Hamburg 1895.
— Friedrich Nietzsche. Illustr. deutsche Monatshefte. Bd. 76, S. 99 ff. Braunschweig 1894.
Andreas-Salome, Lou, Friedrich Nietzsche in seinen Werken. Wien 1894.
Berg, Leo, Der Übermensch in der modernen Litteratur. München und Leipzig 1897.
Duboc, Dr. Julius, Jenseits vom Wirklichen. S. 110 ff. (Friedrich Nietzsches Übermenschlichkeit.) Dresden 1896.
— Anti-Nietzsche. Dresden 1897.
Falckenberg, Dr. Richard, Geschichte der neueren Philosophie. 3. Aufl., S. 451 ff. Leipzig 1898.
Friedrich, Richard, Nietzsche-Kultus. Leipzig 1898.
Gallwitz, Hans, Friedrich Nietzsche, ein Lebensbild. Dresden und Leipzig 1898.
— (Recensionen verschiedener Schriften über Nietzsche, Preufs. Jahrb. 1898.)
Grot, Nikolaus, Nietzsche und Tolstoi. Aus dem Russischen von Dr. Alexis Markow. Berlin 1898.
Hart, Julius, Der neue Gott. S. 78 ff., 104 ff., 242 ff. Leipzig 1899.
Kaatz, Dr. Hugo, Die Weltanschauung Friedrich Nietzsches. 2 Teile. Dresden und Leipzig 1892 und 1893.
Moeller-Bruck, Arthur, Die moderne Litteratur in Gruppen- und Einzeldarstellungen. Band I. Tschandala Nietzsche. Berlin und Leipzig 1899.
Nietzsche, Friedrich, Also sprach Zarathustra. 9. Aufl. Leipzig 1897.
— Jenseits von Gut und Böse. 6. Aufl. Leipzig 1896.
— Zur Genealogie der Moral. 3. Aufl. Leipzig 1894.
— Götzendämmerung. 5. Aufl. Leipzig 1896.
Nordau, Max, Entartung. 2. Bd., 2. Aufl., S. 303 ff. Berlin 1893.

Riehl, Alois, Friedrich Nietzsche der Künstler und der Denker. Stuttgart 1897.

Ritschl, Otto, Nietzsches Welt- und Lebensanschauung. Freiburg und Leipzig 1897.

Salis-Marschlins, Dr. Meta von, Philosoph und Edelmensch. Ein Beitrag zur Charakteristik Friedrich Nietzsches. Leipzig 1897.

Schellwien, Robert, Max Stirner und Friedrich Nietzsche, Erscheinungen des modernen Geistes. Leipzig 1892.

— Nietzsche und seine Weltanschauung. Leipzig 1897.

Sehuster, L., Nietzsches Moralphilosophie. Rheinbach 1897.

Siebert, Dr. Otto, Geschichte der neueren deutschen Philosophie. S. 243 ff. Göttingen 1898.

Stein, Dr. Ludwig, Friedrich Nietzsches Weltanschauung und ihre Gefahren. Berlin 1893.

Steiner, Dr. Rudolf, Friedrich Nietzsche, ein Kämpfer gegen seine Zeit. Weimar 1895.

Tille, Dr. Alexander, Von Darwin bis Nietzsche. Ein Buch Entwicklungsethik. Leipzig 1895.

Tönnies, Ferdinand, Der Nietzsche-Kultus. Eine Kritik. Leipzig 1897.

Türck, Dr. Hermann, Friedrich Nietzsche und seine philosophischen Irrwege. Jena und Leipzig 1894.

— Der geniale Mensch. X. Vorlesung. S. 252 ff. Jena und Leipzig 1897.

Weigand, Wilh., Friedrich Nietzsche. Ein psychologischer Versuch. München 1893.

Zerbst, Dr. Max, Nein und Ja! Antwort auf Türcks Broschüre etc. Leipzig 1892.

Ziegler, Dr. Theobald, Die geistigen und socialen Strömungen des 19. Jahrhunderts. S. 586 ff. Berlin 1899.

Vom Verfasser dieses Buches:

Kulturgeschichte der jüngsten Zeit. S. 452 ff. Leipzig 1897.

Der Übermensch vor und nach Nietzsche. »Das Volk«. S. 425 ff. u. 489 ff. Wien 1898.

Die Ausführbarkeit der Ideen Friedrich Nietzsches. »Das neue Jahrhundert«. S. 652 ff. Berlin, Februar 1899.

INHALT.

I.

»ALSO SPRACH ZARATHUSTRA.«

Helle, zündende Gedankenblitze wechseln (bei Nietzsche) ab mit völlig unverständlichen, angeblich tiefsinnigen, in der Tat blödsinnigen Aussprüchen und dann wieder mit echten Gefühlsäufserungen, die ihrerseits nur wieder unter geschmacklosen und plumpen Ausfällen auf alle religiösen und sittlichen Ideale leiden; dazwischen endlich mischen sich die Töne des nahenden Wahnsinns, der Haupt und Sinn des unglücklichen Zweiflers ja schliefslich umnachtete.
Dr. Th. Achelis (Fr. N., S. 31).

In der Weltanschauung Nietzsches sehen wir, um es in einen kurzen Ausdruck zu fassen, die vollendete Anarchie des Denkens, den völligen Bankerott des philosophischen Bewufstseins, insbesondere die Zucht- und Schamlosigkeit des durch keine sittlichen Verpflichtungen mehr gebundenen Gefühls. *Derselbe (S. 34).*

EINLEITUNG.

»Nicht fremd ist mir dieser Wanderer: vor manchem Jahre ging er hier vorbei. Zarathustra hiefs er; aber er hat sich verwandelt.«
(Zar. S. 10.)

Warum heifst der Held des Werkes »Zarathustra«? Weil beide Personen dieses Namens, der altpersische und der Nietzschesche, sich mit den Ideen des Guten und des Bösen beschäftigen. Weiter gehen sie einander nichts an.

Der altpersische Zarathustra (griechisch Zoroaster) lebte spätestens im 6. Jahrhundert vor Chr.; über seine Person und Heimat ist nichts Näheres bekannt; ebensowenig ist man darüber unterrichtet, was in dem einzigen aus seiner Zeit stammenden Gesetzbuche, Vendidad, von ihm selbst herrührt. Er ist eine halb mythische Person, die auf der Grenzscheide zwischen der natürlichen und der geistigen Religion steht. Den Hauptteil in seinem Gesetze nehmen Ritualvorschriften ein, die für uns höchst absurd klingen und ihrem Inhalte gemäfs für ein Volk von Viehzüchtern geschaffen zu sein scheinen*). Es ist ein durchaus auf praktisch-volkstümlichem Boden stehendes Gesetz, dem jede mystische Grübelei fern liegt; Nietzsches Zarathustra dagegen schwebt in einem zeit- und raumlosen Utopien, in

*) Bezüglich des Näheren verweisen wir auf Justis Geschichte des alten Persiens. Berlin 1879.

1*

einer Landschaft ohne Grund und Boden, unter Leuten ohne Volkscharakter; er setzt die gesamte bisherige Kulturentwicklung der Menschheit — allerdings ohne sie zu erschöpfen und ohne irgend eine ihrer Erscheinungen offen mit Namen zu nennen — voraus; ja aus dem einen Umstande, dafs er (im 4. Teile) u. a. mit »dem letzten Papste« zusammentrifft, ist zu schliefsen, dafs sich ihn sein Dichter in einer fernen Zukunft gedacht hat.

Und sein Charakter? Dieser gefällt sich in den widersprechendsten Stimmungen. Er schwankt beständig zwischen Weltlust und Weltflucht, Optimismus und Pessimismus, Realismus und Idealismus. Seine Hauptleidenschaft ist die durch den Titel angedeutete Redesucht. Nur wer von dem Werke und von Nietzsches blendenden, bunten Seifenblasen hypnotisiert ist, kann zweifeln oder leugnen, dafs dieser Zarathustra der langweiligste, zudringlichste und unerträglichste Schwätzer ist, der sich denken läfst, und dafs er an partieller, vom 1. bis 4. Buche sich steigernder und zuletzt in Tollheit ausbrechender Geistesstörung leidet.

Die ganze Anordnung von Nietzsches Zarathustra, seine Einteilung in Bücher, Kapitel und Verse, sowie der Stil und die Redeweise, die Umgebung des Propheten mit Jüngern, sein Sprechen zum Volke — alles das ist dem Neuen Testamente nachgeahmt. Wir sind alles eher als orthodox, müssen aber sagen, dafs »Also sprach Zarathustra« sich dem N. T. nicht von ferne vergleichen läfst. Der überwältigend reichen Handlung des letzteren steht hier eine ungemein ärmliche und dürftige, dem erhabenen Pathos des N. T. ein bald bombastisches, bald triviales Gerede gegenüber. Dabei trägt das N. T. ungeachtet seiner Erhabenheit doch den Charakter rührendster Bescheidenheit an der Stirne, während Zarathustra mit seinem am Ende

eines jeden Kapitels sich eintönig wiederholenden »Also sprach Zarathustra« höchst anmafsend und anspruchsvoll auftritt und in hohem Grade ermüdend wirkt.

Mit kurzen Worten: »Also sprach Zarathustra« ist eine Parodie des Evangeliums! —

Und zwar eine recht geschmacklose Parodie!

Quod est demonstrandum!

Alle Vergleichungen mit den Evangelien sprechen zu Ungunsten Zarathustras.

Im Neuen Testament ist jede Stelle einer bestimmten Zeit und einem bestimmten Orte angepafst. Abgesehen von einzelnen Widersprüchen zwischen den Evangelisten, die aber die zeitliche und örtliche Färbung nicht berühren, sehen wir uns auf einem historischen Boden, keineswegs in einem Nebellande, wie es den Schauplatz von Nietzsches Zarathustra bildet. Dieses Werk leidet an durchgehendem Anachronismus. Ein nach Art der ersten ägyptischen Mönche in einer Höhle lebender, mit ähnlichen Höhlenheiligen verkehrender und nur hie und da bewohnte Orte besuchender Einsiedler hat, abweichend von seinen Berufsgenossen, durchaus moderne und modernste Ansichten; d. h. er ist der nicht in Höhlen, sondern in Hotels und Pensionen wohnende Nietzsche und predigt einen glühenden Hafs gegen das Christentum, dem doch die Urbilder jener Eremiten angehörten. Und fühlte Nietzsche denn nicht, dafs ein solcher moderner Einsiedler in unserer Zeit oder gar in der Zukunft schlechterdings auf keinen Erfolg rechnen könnte, namentlich mit so unklaren Predigten, wie sie Zarathustra hält? Allerdings fühlte er es und predigte doch in dieser Weise! Zu welchem Zwecke denn eigentlich?

Die Evangelien zeichnen sich durch grofsartige Gestaltungskraft und treffende Charakterschilderung der auf-

tretenden Personen aus. Alles ist Leben, alles Farbe, alles menschlich. Sogar die Gleichnisse, die Jesus erzählt, sind innerlich so wahr, dafs, obschon sie nicht tatsächlich gemeint sind, ohne Zweifel viele, vielleicht die meisten Gläubigen sie für wirklich vorgefallene Begebenheiten halten. Wenn wir nicht irren, sind sogar Reliquien, die aus diesen Erzählungen stammen sollen, vorgezeigt worden.

»Zarathustra« aber ist in seinen Gestalten durchaus ohne Charakterzeichnung. Diese Gestalten sind ohne Fleisch und Blut, ohne Leib und Leben, ohne Seele und Charakter, es sind Phantome oder Gespenster oder Schatten, jedenfalls keine Menschen und noch weniger Menschen eines Landes oder einer Zeit. Und doch soll ihnen ohne diese Grundlage ein höheres Menschentum gelehrt werden?

Mit Ausnahme mehrerer theologischer Dunkelheiten, die aber auf den Gang der Erzählung keinen Einflufs haben, sind die Evangelien klar und verständlich; sogar die Wunder, an die wir nicht glauben, sind für jene, die daran glauben können, über jeden Zweifel klargestellt. In Nietzsches »Zarathustra« dagegen ist alles unklar, verworren, mystisch. Seine Bewunderer sagen, er werde mifsverstanden; dies und jenes müsse so oder so ausgelegt werden; was allgemein gesagt sei, dürfe nur mit Bezug auf diese und jene Beschränkung aufgefafst werden. Ja, auf diese Weise könnte jeder Unsinn als Sinn, sogar jede Behauptung als ihr Gegenteil ausgegeben werden. Überhaupt ist ein Buch, das mifsverstanden werden kann oder ausgelegt werden mufs, ein Unding und bleibt besser ungedruckt. Die grofse Verwüstung in den Gemütern, die Nietzsche bewirkt hat, beweist dies zur Genüge.

Endlich bedienen sich die Evangelien durchaus einer würdigen und erhabenen Sprache, während Nietzsches

»Zarathustra« von Trivialitäten, Blasphemien, Roheiten und Zweideutigkeiten, sowie von Unwahrheiten, falschen Behauptungen, Entstellungen geschichtlicher Thatsachen und unsinnigen Reden wimmelt, was wir im folgenden näher nachweisen werden. Es fehlt dem »Zarathustra« nicht an schönen Stellen, auf die wir an passendem Orte hinzuweisen nicht ermangeln; im ganzen aber leidet das Werk an einem ungesunden Pathos, das vielfach zu den unbedeutenden Anlässen, auf die es angewandt wird, schlecht genug pafst. Vermissen mufs jeder Denkende die Richtung der Zornreden des »Weisen« gegen die ärgsten Übelstände der Zeit und bedauern ihre Richtung gegen alltägliche Schwächen. Alles, was im »Zarathustra« sich auf Tiere bezieht, kommt uns in hohem Grade geschmacklos und verfehlt vor: der »Adler« und die »Schlange« (die gar kein »Tier«, sondern eine zoologische Ordnung und deren »Klugheit« wieder nur aus dem Neuen Testament entnommen ist), die mit ihm sprechen, das »Kameel«, das zum »Löwen« und dieser, der zum »Kinde« wird u. s. w., alles sind erzwungene Symbole! Was aber von wahrhaft edeler Gesinnung zeugt, ist entweder unverständlich oder selbstverständlich. Das Rohe und Falsche ist leider allzu verständlich und zudem gerade das, worin der Verfasser eigenartig erscheint, und was den meisten Einflufs ausgeübt hat!

VON GOTT.

»Dein feiger Teufel . . . . redet dir zu: es giebt einen Gott!«
(Zar. S. 265.)

Nietzsches Zarathustra dekretiert einfach, Gott sei tot! Er wundert sich (S. 12), dafs sein alter Einsiedler-Collega (wenn diese Bezeichnung nicht ein Widerspruch ist) in seinem Walde noch nichts davon gehört habe (wie wenn es sich um eine Zeitungsnachricht handelte), dafs Gott tot ist! Durch seinen kolossalen Gröfsenwahn läfst sich also Nietzsche verleiten, seine persönliche Ansicht, d. h. seinen individuellen Atheismus, als Tatsache hinzustellen, der Welt vorzuschreiben, als über allen Zweifel erhaben auszugeben!

Was berechtigt ihn dazu? Giebt er Gründe dafür an? Stellt er Beweise auf? Keine Spur! Nietzsche befiehlt, Gott sei tot, also mufs er tot sein!

Sein Gröfsenwahn geht aber noch weiter! Nicht nur weil er es so findet, sondern weil er selbst kein Gott sein kann, darf es keinen Gott geben!

»Wenn es Götter gäbe,« sagt er (S. 124), »wie hielte ich's aus, kein Gott zu sein? Also (!!) giebt es keine Götter.«

Hierin, in diesem aller Logik Hohn sprechenden Trugschlusse, keinen Wahnsinn zu sehen, ist denn doch die Verblendung auf der höchsten Stufe.

»Zarathustra« ist allerdings eine Dichtung. Der Dichtung ist es gestattet, Dinge zu erzählen, die nicht wahr sind. Hier handelt es sich aber nicht darum. Nietzsche hatte bekanntlich die Überzeugung, dafs der Atheismus die richtige Meinung sei. Diese konnte er für sich haben. Auch durfte er sie in einem prosaischen Werke mit Gründen verfechten. Aber in einer Dichtung sie als unfehlbar und die entgegengesetzte Ansicht als erstaunlich und unbegreiflich hinstellen, alle Gründe dafür aber verschweigen, das übersteigt jede poetische Freiheit. Namentlich in dieser Form! Er befiehlt, man müsse Gott als tot betrachten, — schon diese Ausdrucksweise ist unsinnig. Denn giebt es einen Gott, so ist er ewig, und gäbe es keinen, so könnte er auch nicht sterben. Aber er meint ja nur den Glauben an Gott! So sagen Nietzsches Bewunderer! Desto schlimmer; denn dafs dieser Glaube nicht tot ist und niemals tot werden kann, ist eine Tatsache, die kein Nietzsche mit seiner atheistischen Inquisitionslust aus der Welt schaffen kann. Er behauptet also eine wissentliche Unwahrheit. Er konnte diesen Glauben ja wohl für sich selbst abtun; aber ihn für alle Welt als abgetan erklären und damit jeden, selbst den freidenkenden Gottesbekenner verletzen, das durfte er nicht. Denn das ist nichts anderes als atheistischer Fanatismus!

Wir stehen jedem konfessionellen Dogma durchaus fern. Wir glauben nichts deshalb, weil es Andere glauben, oder weil es die Kirche lehrt. Aber wir halten Gott nicht nur für einen religiösen Glaubensgegenstand, sondern für eine philosophische Notwendigkeit und sogar für eine augenscheinliche Tatsache. Das Weltall ist, also mufs es auch gedacht sein; wir umfassen es nicht mit unseren Gedanken; also mufs dies Jemand können.

Raum und Zeit sind für uns Rätsel, und doch sind sie da. Es muſs also Einen geben, dem sie keine Rätsel sind. Der unermeſsliche Sternhimmel nicht nur, sondern auch der Menschenleib und jede Blume und Frucht sagt dem, der denken will, daſs sie nicht Gebilde von ungefähr sein können.

Wir wollen diese Meinung niemandem aufdrängen. Wir diktieren nicht, es müsse an Gott geglaubt werden; jeder soll dies mit sich selbst ausmachen. Wir halten nur fest, daſs der Glaube an Gott nicht tot ist, und daſs er nicht deshalb als tot erklärt werden darf, weil ein einfluſsreicher Schriftsteller nicht selbst Gott sein kann! Wir bekämpfen nur diese Blasphemie!

Wir machen ferner auf die Gefahr aufmerksam, die damit verbunden ist, daſs von einem Manne, dessen Namen man eine solche Berühmtheit zu verschaffen gewuſst hat, wie dies bei Nietzsche der Fall ist, es der Welt gleichsam als eine Neuigkeit verkündet wird, daſs Gott tot sei. Sein »Zarathustra« ist in 9. Auflage erschienen, hat also mindestens 9000 Exemplare abgesetzt. Lesen auch lange nicht alle Käufer das ganze Buch, so doch gewiſs alle den Anfang, in welchem jene »Neuigkeit« enthalten ist. Man darf also annehmen, daſs, die Leser dazu gerechnet, die das Buch in Leih- und anderen Bibliotheken kennen lernen, weit über 10 000 Menschen durch die verblendende Sprache des Werkes für den Atheismus gewonnen werden können. Man braucht aber kein augenverdrehender Frömmler zu sein, um darin eine groſse Gefahr zu erblicken. Auch durchaus freisinnige und kritische Denker, denen die Bibel ein Buch wie ein anderes ist, müssen sich sagen: Wenn über 10 000 Menschen dazu angeleitet werden, den Gottesglauben aus frivolen, weil kritiklosen Gründen wegzuwerfen,

so versinken ebenso viele in den Abgrund des Materialismus, was für die meisten soviel heifst als unbedingte Hingabe an die Genufssucht und Verachtung aller Ideale. Frivol ist aber Nietzsches Grund für die Wegwerfung des Gottesglaubens gewifs: Weil er kein Gott sein kann, sollen viele Tausende alles verlieren, was sie über den Kehricht des gewöhnlichen Lebens emporhebt. Denn mag man sich Gott vorstellen, wie man will, immerhin versteht man darunter das, was höher ist als die Welt. Nimmt man aber nichts Höheres als die Welt an, so versinkt man in ihr, d. h. man sinkt zur Tierheit herab. Denn was der Menschheit Nietzsche zum Ersatz für Gott bieten will, der sog. Übermensch, ist ein Phantom, ein Hirngespinst. Aufserdem verfällt damit der Verfasser des »Zarathustra« in den alten Wahnglauben, in dem alle Religionen der Vergangenheit und alle Orthodoxien der Neuzeit stecken, in den geocentrischen Wahn, dafs die Erde der Hauptteil und Mittelpunkt der Welt und die übrigen Billionen Weltkörper nur dazu da seien, ihr zu leuchten. Mit allen bornierten Orthodoxen der Erde glaubt also Nietzsche, der Welt sei geholfen, wenn man für diesen winzigen Planeten sorge, — mit der Erde sei das Problem der Welt gelöst und abgetan. Man denke doch nur einen Augenblick nach: Was haben die Bewohner des Mars und anderer Planeten, die Bewohner der Systeme des Sirius, des Aldebaran, der Vega u. s. w., wenn ihnen Gott genommen wird, von dem Phantom des irdischen Übermenschen?

Allerdings erfahren sie nichts von den Marotten der Erdenleute, und diese schaden ihnen daher auch nicht. Namentlich da anzunehmen ist, dafs auf manchen höher entwickelten Weltkörpern Bewohner leben, die in die Geheimnisse des Seins tiefer eingedrungen sind als die höchsten

Geister der Erdenmenschheit. Aber wenn wir sagen, es dürfe ihnen Gott nicht genommen werden, so heifst das lediglich: was für einen Weltkörper wahr oder unwahr ist, mufs dies auch für alle sein. Anzunehmen, dafs etwas für uns nicht besteht, für andere Sternbewohner aber wohl, oder auch umgekehrt, wäre doch offenbarer Unsinn! Wenn aber angenommen werden sollte, dafs, dem »Übermenschen« entsprechend, auch andere Weltkörper ein »Überwesen« hätten, so wäre dies lediglich ein zahllos zersplitterter Polytheismus, und alle Einheit des Alls wäre damit preisgegeben!

Freilich werden die Nietzscheaner sagen: »Was gehen uns andere Weltkörper an? Wir bekümmern uns nur um die Erde. Wir sind aber die geistreichsten Erdenbewohner, und Bewohner anderer Welten können unmöglich geistreicher sein. Wir, die Verehrer des Übermenschen, sind unzweifelhaft die Krone des Weltalls.«

So werden sie sagen, und sie sagen es auch mit anderen Worten. O weh, meine Herren und Damen, Sie stecken den Kopf in den Sand! Das ist Vogel-Straufs-Politik!

Das Ganze des Weltalls ist ohne Frage das höchste Problem, das es giebt; denn es fordert mit gebieterischer Notwendigkeit das Dasein eines höchsten, das Ganze lenkenden und zusammenhaltenden Wesens. Ohne dieses Wesen ist ein so ungeheurer Gedanke wie die Sternenwelt nicht denkbar. Wie können sich daher Würmer, wie wir sind, wenn auch die höchsten Geschöpfe der Erde, erkühnen, aus Gründen, die mit der kleinen Erde durchaus abgeschlossen sind und alles aufserhalb ihr gar nichts angehen, dem unermefslichen All, in dem unser Planet ein Stäubchen ist, den gemeinsamen Herrn, Lenker, Erhalter, anfangs- und endlosen Denker und Schöpfer abzuerkennen? Nur weil dieser

einer Anzahl aufgeblasener Erdenbürger entbehrlich scheint, soll er es auch ungezählten Sonnensystemen sein, von deren Beschaffenheit, Bewohnerschaft, Bedürfnissen und Verhältnissen diese Karikaturen von Titanen keine blasse Ahnung haben! Und zum Organ dieser unwissenden Schreier machte sich der geistvolle, tief dichterisch angelegte, persönlich edle und in seinem Leben tadellose Nietzsche! War er denn, trotz seiner hohen Bildung, nicht befähigt, zu beurteilen, ob ein höchstes Wesen für das Weltganze ebenso überflüssig sei wie für die Handvoll Erdensöhne, nach deren Meinung, wie Zarathustras neueste »Nachricht« behauptet, Gott tot ist? Wir glauben es nicht, finden vielmehr in dieser Stimmung — den Anfang vom Ende!

VOM ÜBERMENSCHEN.

I.

»Tot sind alle Götter: nun wollen wir, daſs der Übermensch lebe!«

(Zar. S. 115.)

»Ich lehre euch den Übermenschen«, so beginnt Nietzsches Zarathustra seine erste Predigt vor dem Volke der Stadt, das einen Seiltänzer zu sehen versammelt ist, und knüpft daran eine in Aphorismen aufgelöste Abhandlung über die Darwinsche Theorie (S. 13 ff.).

Was versteht nun der seltsame Prediger, der keine Idee davon hat, wie man zum Volke spricht, in seiner konfusen Rede unter dem »Übermenschen«?

Der Übermensch ist, sagt er, ein Wesen, für das der Mensch sein soll, was der Affe für den Menschen, nämlich »ein Gelächter oder eine schmerzliche Scham«. Er ist »der Sinn der Erde«. Er ist »das Meer, das den schmutzigen Strom der Menschheit aufnimmt, ohne unrein zu werden«. Er ist »der Blitz, der die Menschen mit seiner Zunge leckt«, »der Wahnsinn, mit dem die Menschen geimpft werden müssen«.

Das soll wohl tiefsinnig sein; es ist aber unsinnig; denn es hat keinen Sinn, es ist Wortschwall ohne Inhalt, ein betäubendes Gerassel verworrener Gedankenräder.

Kann irgend ein Nietzscheaner behaupten, dafs damit irgend eine Definition des Begriffs vom Übermenschen gegeben ist? Ja, behaupten werden sie es; aber sie glauben es selbst nicht, weil sie es nicht verstehen und blofs einer dem andern nachplappert, es sei geistreich! So lange nachplappert, bis er sich einbildet, er verstehe es.

Wahrlich, das Volk verrät einen gesunden Menschenverstand, wenn es nach dieser sinnlosen Rede sagt: »Wir hörten nun genug von dem Seiltänzer; nun lafst uns ihn auch sehen!« Das Volk ist witziger als sein Prediger, und Nietzsche hat sich damit nicht übel selbst verspottet! Das Unbegreiflichste ist aber, dafs Zarathustra sich über diese Wirkung seiner Predigt noch wundert! Wir hätten ihn wirklich für gescheiter gehalten.

Er läfst sich aber hierdurch nicht irre machen, sondern predigt weiter.

Er mutet nun den Menschen zu, dafür besorgt zu sein, dafs die Erde einst des Übermenschen werde; sie seien ein Seil, das über einen Abgrund gespannt ist und das Tier mit dem Übermenschen verbindet. Er mutet ihnen zu, unterzugehen, damit einst der Übermensch werde. Ja, hat er ihnen denn gesagt, was der Übermensch sein werde? Keine Idee! Er hat blofs eine Anzahl unverständlicher Phrasen hervorgesprudelt.

Zarathustra kann lange aufzählen, wen alles er liebe, nämlich jene, die sich aufopfern, damit der Übermensch lebe. Er beweist nur, dafs er die Menschen nicht kennt, nicht zu behandeln weifs, sich ihnen nicht verständlich zu machen fähig ist. Er kann es auch nicht begreifen, dafs sie über seine unverständlichen Reden lachen. Wer die Menschen kennt, wird mit ihnen lachen. Und selbst wer über dem Volke steht, mufs eine klarere Darlegung ver-

langen von dem, was der Übermensch sein soll. Niemand will und wird sich für etwas aufopfern, das er nicht kennt, wovon ihm auch nicht die mindeste klare Vorstellung beigebracht wird und bezüglich dessen er keine Ahnung hat, wodurch, wie, wo, wann und warum es bewirkt werden soll!

Das alles sieht Zarathustra nicht ein, vielmehr läfst er zum drittenmal das rollende Rad seiner reisigen Rede ohrenbetäubend rasseln, ohne im mindesten klarer zu werden, obschon er selbst endlich merkt, dafs ihn die Leute nicht verstehen. Nicht gemerkt hat er aber, wie man zum Volke sprechen mufs, und das wird er auch niemals lernen. Warum nahm Nietzsche nicht das Original seiner Parodie zum Muster? Er wollte erhaben sein und verstand darunter: dunkel und unfafslich. Jesus war erhaben und klar zugleich. Aber freilich, Nietzsche verachtete die Klarheit als zu wenig übermenschlich! Sein Zarathustra will nun den höchsten Trumpf ausspielen, indem er dem Volke ein abschreckendes Gemälde vom »letzten Menschen« malt. Warum? Offenbar ist der Sinn der: Wenn die Menschen sich nicht aufopfern, um dem Übermenschen Platz zu machen, obschon sie weder erfahren haben, was der Übermensch ist, noch auf welche Weise er erzeugt werden soll, — so enden sie als ein verkommenes Geschlecht auf der kleiner und kälter gewordenen Erde! Zarathustra läfst diese letzten Menschen albern reden und dazu »blinzeln«. Warum blinzeln? Dies ist ebenso rätselhaft wie das gröfsere Rätsel, durch welches Wunder der Übermensch bewirken soll, dafs die Erde gleich grofs und gleich warm bleibe!

Es ist durchaus kein Wunder, dafs die Zuhörer die Geduld verlieren und Zarathustra mit Geschrei verhöhnen. Hat er irgend etwas gesagt, was sie ergreifen, ihnen imponieren, sie fesseln, von ihnen verstanden werden konnte?

Keineswegs! Und doch ist dies für einen guten und gewandten Volksredner oder Prediger auch heutzutage keine Kunst und leicht zu bewirken. Wenn Zarathustra dies, wie er sagt, in der Einsamkeit verlernt hat, wozu ging er dann unter die Leute? Wufste er dies aber nicht, — wie kann er dann ein Weiser heifsen?

Das Gleichnis von dem Seil, das vom Tiere zum Ubermenschen gespannt ist und den Menschen bedeutet, erhält im folgenden Abschnitt (6 der Vorrede) eine Illustration. Statt des Seiles stellt nun der Seiltänzer den Menschen dar, der vom Tiere zum Übermenschen strebt. Aber ein Possenreifser, womit doch wohl die bunte Kultur der Gegenwart gemeint ist, verhindert den Seiltänzer am Weiterschreiten, so dafs er hinabstürzt und zerschmettert wird. Zarathustra, der durch seine dunkeln Reden (begreiflich!) keinen Menschen eingefangen hat, sondern nur einen Leichnam, ladet diesen auf seinen Rücken, trägt ihn, d. h. wohl seine (durch eigene Schuld) fehlgeschlagene Hoffnung auf den Ubermenschen, in den Wald und begräbt ihn in einem hohlen Baum. Dieses Gleichnis wäre vielleicht ergreifend, wenn es klarer wäre, sich auf das wirkliche Leben bezöge und nicht zwischen Nebel und Wolken schwebte.

Jetzt auf einmal fällt es dem weisen Zarathustra ein, dafs er besser tue, seine Lehren auserwählten Genossen zu verkündigen, als dem Volke, das ihn nicht versteht.

Und jetzt fängt er auch an, sich, freilich auf Umwegen und durch Hintertüren und zu sich selbst redend, über die Idee des Ubermenschen näher zu erklären.

Manche Bewunderer Nietzsches haben über die späteren, nachzarathustrischen Werke ihres Abgottes gestutzt und sich enttäuscht abgewandt.

Die Blinden! Konnten und wollten sie denn nicht

sehen, dafs schon in der Vorrede zu Zarathustra (9. Abschnitt) der Keim zu »Jenseits von Gut und Böse« niedergelegt ist? Haben sie geschlafen, als sie diesen 9. Abschnitt lasen?

Da heifst es: »Siehe die Guten und Gerechten! Wen hassen sie am meisten? Den, der zerbricht ihre Tafeln der Werte, den Brecher, den **Verbrecher**: — das aber ist der *Schaffende*.«

Der »Schaffende« ist aber durch den ganzen Zarathustra hin ein Name des Übermenschen. Der *Verbrecher* ist also der Übermensch!

Nicht dafs wir glaubten, der tadellos lebende und gegen seine Mitmenschen persönlich liebenswürdige Nietzsche hielte jeden Dieb, Einbrecher, Räuber, Betrüger, Notzüchter, Brandstifter, Mörder für einen Übermenschen. Aber er sagt doch hier sehr offen — wenn wir ihn *recht mild* auslegen wollen —, dafs der Verbrecher unter Umständen ein Schaffender, d. h. ein Übermensch sein könne.

Man entgegnet uns vielleicht, Nietzsche meine nicht den Verbrecher, der nach § x oder y des Strafgesetzbuches in Untersuchung gezogen werde, sondern lediglich den, der über die geltenden Moralwerte eine andere, »höhere« Ansicht habe. *Die* hat aber der Verbrecher; denn er setzt sich über sie hinweg. Daran läfst sich nicht deuteln. Dieses Wort »Verbrecher« ist leider die einzige klare und unzweideutige Erklärung des Begriffes »Ubermensch«, die Zarathustra giebt. Seine Bedeutung in der deutschen Sprache ist über jeden Zweifel erhaben. Niemand nennt *den* einen Verbrecher, der *nur* andere Ansichten über Moralwerte hat als die grofse Menge, sondern ausschliefslich *den*, der die *Rechte* anderer *verletzt*. Warum also nennt Nietzsche den Schaffenden einen Verbrecher oder, wie er

sich weiter ausdrückt (S. 28), einen Vernichter und Verächter des Guten und Bösen? Konnte das der feinfühlige, edel denkende Nietzsche?

Nein, der konnte es nicht; aber der bereits mit den Keimen des Wahnsinns behaftete Verfasser des Zarathustra, der konnte es!

VOM ÜBERMENSCHEN.

II.

»Der einzige Weg, den Typus des Menschen zu erhöhen, ist die Hebung des Niveaus der Menschen, der Menge.«
(Alois Riehl, Fr. N.)

Es liegt uns noch eine Kritik des Begriffes »Übermensch« ob.

Wie schon gesagt, hat Nietzsche keine Definition desselben gegeben, sondern sein Zarathustra hat seine Zuhörer im Dunkeln darüber gelassen, was der Übermensch sei, welche Gestalt er annehmen, was er tun, was er wirken, worin er über dem Menschen erhaben sein werde.

Zu einer Kritik dieses rätselhaften Begriffs genügt indessen die Stelle (S. 13), worin gesagt wird, der Mensch werde für den Übermenschen sein, was der Affe für den Menschen, nämlich ein Gelächter oder eine schmerzliche Scham.

Gut, halten wir einmal Nietzsche-Zarathustra an diesem Gleichnis fest.

Nietzsches Forderung des Übermenschen beruht auf der Darwinschen Theorie, und zwar auf der von dieser abgezweigten Ansicht, dafs der Mensch vom Affen abstamme.

Die Darwinsche Theorie hat im ganzen und grofsen viele Berechtigung; soweit sie eine Entwickelung höherer

organischer Wesen aus niederen lehrt, läſst sich nichts Begründetes gegen sie einwenden, und ihr steht allein die orthodoxe Lehre von der Schöpfung jeder einzelnen Wesengattung durch Gott feindlich gegenüber.

Von diesem allgemeinen Princip ist aber noch ein weiter Schritt bis zur Nachweisung der Abstammung aller einzelnen Gattungen voneinander, ein Schritt, der vielleicht niemals gelingen wird.

Die Abstammung des Menschen vom Affen aber hat weder Darwin, noch einer seiner Anhänger behauptet, ausgenommen allein Karl Vogt. Sie kann jetzt als durchaus aufgegeben betrachtet werden.

Soweit wir unterrichtet sind, neigt sich die biologisch-zoologisch-anthropologische Wissenschaft zur Annahme der Abstammung sowohl des Affen, als des Menschen von einer Grundform, deren Entartung und Verschlechterung die Affen, deren Höherentwickelung und Verbesserung aber die Menschen darstellen.

Mag nun diese Ansicht richtig sein oder nicht, so ist doch das unleugbar, daſs eine Höherentwickelung, die keine Tierart im entferntesten kennt, ein Vorzug des Menschen ist.

Stammt nun der Mensch nicht vom Affen ab, so fällt Nietzsches Ausspruch, daſs »alle Wesen bisher etwas über sich hinaus schufen« *), und daſs die Menschen »einst Affen waren« (S. 13), ins Wasser und kennzeichnet sich als verfehlt.

---

*) Dies ist ohnehin, auch nach der Darwinschen Theorie, unrichtig. Es scheinen vielmehr die heute bestehenden höheren Tierarten Spitzen einer Entwickelung zu sein, die nicht weiter schreiten kann. Wie sollte aus Löwen, Elefanten, Adlern u. s. w. noch etwas Neues entstehen und was?

Da nun der Mensch sich vor allen übrigen Wesengattungen durch die Fähigkeit höherer Entwickelung auszeichnet, so liegt schon in dieser Eigenschaft die Aussicht auf eine höchstmögliche Vervollkommnung! Es ist daher absurd, zu meinen, dafs einer sich bereits rastlos höher entwickelnden Wesengattung ebenso eine höhere folgen müsse, wie einer niedrigen, die sich nicht entwickelt, stehen bleibt, keine Geschichte hat, keine Veränderungen ihrer Zustände kennt. Dafs solchen stabilen Gattungen höhere nachfolgten, ist nur natürlich, — dafs aber einer progressiven Gattung, wie es die Menschheit ist, ebenfalls eine höhere nachfolgen müsse, ist widersinnig.

Die Menschheit kann sich, ohne den Charakter als solche zu verlieren, in einem jetzt noch unglaublichen Mafse vervollkommnen. Sie bedarf keines Übermenschen!

Glaubte etwa Nietzsche, der sogenannte Übermensch würde die edle Gestalt des Menschen ebenso übertreffen, wie dieser die unedle des Affen? Hat er sich wohl je eine Vorstellung einer möglichen Verschönerung der bereits seit alter Zeit unter den Menschen höherer Rasse vertretenen Schönheit gemacht? Hat er sich wohl eingebildet, sein Übermensch werde schöner sein als der Apollo von Belvedere und die Aphrodite von Melos? Inwiefern sollte hierzu ein Bedürfnis vorhanden sein?

Oder hat er gemeint, sein Übermensch werde so geistreich sein, dafs für ihn ein Perikles, Phidias und Sophokles, ein Titus und Mark Aurel, ein Karl der Grofse, Dante, Raphael, Shakespeare, Newton, Kant, Goethe, Schiller, Humboldt, Mozart, Beethoven, Helmholtz und viele andere »ein Gelächter oder eine schmerzliche Scham« sein würden? Und das waren doch echte Menschen, keine Nietzscheschen Übermenschen! Vielmehr wirft er die gröfsten Menschen

mit den kleinsten in einen Topf (S. 134). Sein Übermensch soll also hoch über den Besten der Geschichte erhaben sein! Dazu kann es ja noch kommen; aber dazu genügt der wirkliche Mensch in seiner Vollendung!

Also: mit dem Wegfalle der Abstammung des Menschen vom Affen, mit der Anerkennung einer Höherentwicklung und rastlosen Vervollkommnung der Menschheit und mit der kulturgeschichtlichen Tatsache, dafs in dieser die Keime zur höchst denkbaren Stufe intelligenter Wesen der Erde liegen, wird Nietzsches Idee des Übermenschen zu einem haltlosen Phantom.

In Wahrheit kann Nietzsche weder erwartet haben, dafs der Übermensch schöner, noch dafs er geistreicher sein werde, als der Mensch bisher wiederholt gewesen ist und noch teilweise ist. Oder hat er etwa gemeint, zur Zeit des Übermenschen würden alle Menschen schön und geistreich sein? Worin bestände denn Schönheit und Geist, wenn es keine Häfslichkeit und Dummheit gäbe? Keine Eigenschaft hat einen Sinn ohne das Vorhandensein ihres Gegenteils.

Was soll also der Übermensch? Wir werden das weiter unten erfahren.

Da die Menschheit ins Unendliche entwickelungsfähig ist, so kann es sich nur um eine quantitative Vermehrung der bereits in ihr liegenden edeln Eigenschaften handeln, und die Erzeugung eines Wesens, das über dem Menschen (also auch über den herrlichsten Menschen, die es schon gab) ebenso hoch stände als der Mensch über dem Affen, ist eine leere Seifenblase, die bei der leisesten Berührung platzt.

Da aber Nietzsches Werke seit Zarathustra lediglich auf dieser unsinnigen Hypothese eines künftigen Übermenschen beruhen, so sind sie auch sämtlich Seifenblasen,

und wenn es einst wahre Übermenschen, d. h. höher entwickelte wirkliche Menschen, giebt, so werden sie auf ein Zeitalter, das sich durch solche Seifenblasen blenden liefs, mitleidig lächelnd zurückblicken!

Und nun wollen uns Nietzsches Anhänger und Anhängerinnen (die er — trotz der »Peitsche« — hat) glauben machen, dafs Nietzsche der Urheber oder Entdecker einer Vervollkommnung des Typus »Mensch« sei, — er, der die wirklichen Menschen so tief verachtete, dafs er sie einen Gegenstand des Gelächters oder der schmerzlichen Scham ihrer Nachkommen nannte, — ohne irgend eine Ausnahme aufzustellen!

Solche grundlose Behauptungen müssen alles Ernstes bekämpft und zurückgewiesen werden. Zahllos sind die edeln Menschen der Geschichte, die auf eine bessere Zukunft hingewiesen und hingearbeitet haben. Ein solch haltloses Phantom, ein solch körperloser Schatten wie Nietzsches Übermensch kann zur Vervollkommnung unseres Geschlechts um so weniger beitragen, als Nietzsche, wie wiederholt erwähnt, über die von seinem »Ideal« erwarteten Eigenschaften und Leistungen nichts sagt, wenigstens, wie wir noch sehen werden, nichts, was uns irgendwie ansporen könnte, einem solchen Gebilde wie sein Übermensch entgegenzustreben. Im Gegenteil! —

Glaubte er denn wirklich, wir würden uns unfehlbar für sein unklares Wort von dem Brecher oder »Verbrecher« der bisher geltenden moralischen Werte begeistern, ohne zu wissen, was dieser Brecher oder Verbrecher für ein Patron sein werde? Aus allem diesem spricht wieder nichts als der allerverwerflichste Gröfsenwahn!

Übrigens ist Nietzsche mit dem Begriffe des »Übermenschen« selbst in der Irre umhergefahren, — so unklar

war ihm derselbe. Von einer Überart, die so hoch über dem Menschen stehen sollte wie dieser über dem Affen, ist in den späteren Teilen des »Zarathustra« nicht mehr die Rede. Die Ansprüche sind bescheidener geworden; der Übermensch ist nur noch ein »höherer Mensch«, und auch dieser ist kein Ideal mehr, sondern nur noch ein Versuchsobjekt, das nicht immer zur Befriedigung des Dichters ausfällt. Zuerst heifst er: der »Freund« und dann: der »Fernste«. Zarathustra will (S. 88 ff.) die ihm verhafste »Nächstenliebe«, die nur unsere schlechte Liebe zu uns selbst sei, durch die »Fernstenliebe« ersetzt wissen. »Der Freund sei euch das Fest der Erde und ein Vorgefühl des Übermenschen . . .« »In deinem Freunde sollst du den Übermenschen als deine Ursache (?) lieben.« Der »Fernste« aber ist offenbar unser Nachkomme. Denn Zarathustra verwirft auch das Vaterland und setzt an dessen Stelle (S. 177, 297 u. 311) »unser Kinderland« oder das Land »Menschenzukunft«. All dies ist aber so dunkel und nebelhaft, dafs es niemanden begeistern kann. Die Nächstenliebe und das Vaterland, die wir kennen, und die uns glücklich machen, sollen wir um solcher bodenlosen Phantome willen aufgeben! Was sind uns denn die »Fernsten«, was ist uns das »Kinderland«? Nichts als Vorwände, um die Nietzsche-Zarathustra unbequemen Neigungen zur Nächstenliebe und zum Vaterland zu beseitigen!

In den auf »Zarathustra« zunächst folgenden Werken erweitert dann Nietzsche, als dritte Variation, den Übermenschen zu einer Gattung, zu einem neuen Adel, der einen Adel der Urzeit fortsetzen soll. Wahrscheinlich war ihm der Weg zu unseren Nachkommen zu weit. Davon dann im zweiten Teile dieses Buches.

Wahrlich, wer durch solche farblose Schlagwörter eine

bessere Zukunft schaffen zu können sich einbildet, der ist kein Genius, kein Führer der Menschheit, sondern ein verwirrter, armer Kranker, den die Reklamen eitler Bärenführer, die selbst nichts Rechtes leisten konnten, zu einem Lichte der Zukunft, und dessen nichts Positives sagenden Wortschwall sie zu einem Evangelium hinaufgekünstelt haben. Wir warnen alle, die das seit Jahrhunderten von edelen Menschen angezündete himmlische Licht nicht mit gesunden Augen sehen können, vor dieser Blendlaterne! Öffnet die Augen, ihr Verblendeten, und erkennet in der Nächstenliebe den wahren Weg zur Vervollkommnung der Menschheit und im Vaterlande den Übergang zur einstigen engern Verbindung aller Völker unserer Kulturwelt!

VOM STAATE.

»Staat heifst das kälteste aller kalten Ungeheuer.«

(Zar. S. 69.)

Nietzsche hat, so lange er an seinen Hauptwerken schrieb, ein Nomadenleben geführt, bald da, bald dort, in der Schweiz, in Italien, in Deutschland; allem Anschein nach hat er während dieser Zeit keine näheren Beziehungen zum Staate, in dem er lebte, gehabt, ohne Zweifel nicht einmal Steuern bezahlt, auch nichts von der Polizei zu erdulden gehabt, wovon im gegenteiligen Falle doch wohl etwas bekannt geworden wäre; kurz, er lebte unter dem Schutze des Staates und hatte sich nicht über ihn zu beklagen.

Woher rührt also sein ingrimmiger Hafs gegen den Staat? Der Staat ist, nach ihm, das kälteste aller kalten Ungeheuer; er lügt, er sei das Volk. »Schaffende« schufen die Völker, »Vernichter« aber die Staaten.

Falsch! Die Völker sind nicht geschaffen, sondern geworden; sie haben sich von selbst gebildet. Schaffende haben vielmehr die Staaten gegründet, und mit jeder solchen Gründung war eine Befreiung von Willkür und Unrecht verbunden. Haben auch oft diese Übel im Staate selbst Eingang gefunden, so ist es nicht der Staat, sondern im

Gegenteil ein Mangel an rechtlicher Staatsordnung, der dies verursachte!

»Wo es noch Volk giebt, da versteht es den Staat nicht und hafst ihn als bösen Blick und Sünde an Sitten und Rechten.«

Man sollte glauben, Nietzsche habe in der Türkei gelebt oder gar in Dahome oder Marokko! Aber er lebte in civilisierten und geordneten Staaten, in welchen freilich nicht alles vollkommen ist. Gerade in diesen Staaten aber versteht das Volk den Staat und hafst nicht ihn, sondern einzelne seiner Organe, die kein Verständnis für das Volk haben.

Wohin käme es mit Sitten und Rechten, wenn der Staat nicht da wäre, sie zu schützen? So unvollkommen er als menschliche Einrichtung ist, — ohne ihn wäre alles tausendmal schlimmer.

Nietzsche hat offenbar keinen Staat beobachtet, hat in den inneren Organismus keines Staates einen Einblick und am wenigsten einen tieferen Einblick getan. Er urteilt lediglich ins Blaue hinein. Er erfindet sich einen Feind und giebt ihm den Namen »Staat«.

»Aber Zarathustra ist eine Dichtung« (freilich keine reine, sondern eine sehr tendenziöse, ja sogar fanatische!).

Gut! Eine Dichtung kann sagen: »Es gab einmal einen Staat, in dem das Volk unterdrückt wurde, in dem es kein Recht und keine Sitte gab, und in dem kälteste Ungeheuer regierten.«

Das könnte ein Dichter erzählen. Aber gegen den Staat im allgemeinen alle Schimpfwörter loslassen, ohne alle und jede Ausnahme oder Unterscheidung aufzustellen, ist nicht des Dichters Art. Schimpfen heifst nicht dichten! Allerdings besafs Nietzsche keine Gestaltungsgabe; es war

ihm unmöglich, dichterische Charaktere von Fleisch und Blut zu schaffen. — So schimpfte er denn:

»Was der Staat auch redet, er lügt, — und was er auch hat, gestohlen hat er's.«

Es hat Regierungen gegeben, die logen und stahlen. Das war aber nicht der Staat, sondern eine Negation des wahren Staates!

»Falsch ist alles an ihm!« Und wie vieles ist falsch an Nietzsches krankhaften Phantasien?

»Viel zu viele werden geboren!« Was kann der Staat dafür? Ohne ihn würden die »Viel zu vielen« einander totschlagen und auffressen!

»Für die Überflüssigen ward der Staat erfunden.« Welcher, wo und wann? Wer sind die Überflüssigen, und wer hat zu bestimmen, welche überflüssig sind? Nietzsche schweigt darüber!

»»Auf der Erde ist nichts Gröfseres als ich: der ordnende Finger bin ich Gottes«, also brüllt das Untier.«

Also brüllt vielmehr, tobt und wütet Zarathustra-Nietzsche, dem der Staat niemals das Geringste zu leide getan hat, — ja von dem er vielmehr jahrelang lebte und später sogar leben durfte, ohne mehr für ihn zu arbeiten!

Und so fährt das Toben und Schimpfen durch vier volle Seiten fort, — alles nur Wortschwall, kein einziges Wort, das Sinn und Inhalt hätte!

Nicht ein einziges Wort, das einen Grund zur Stütze des Gebrüllten (von Dichten oder Sagen ist nicht mehr die Rede) aufstellte, das irgendwie erklärte, warum so gewütet wird.

Kein Wort, das andeutete, was denn an die Stelle dieses »Untiers« von Staat zu setzen, was statt seiner zu

erfinden wäre, um die Menschheit von diesem Ungeheuer zu befreien!

Wer schimpfen will, mufs auch zu heilen wissen; wer zerstören will, mufs auch aufbauen können. Ein »Schaffender« will er sein? Aber um des Himmels willen, was will denn dieser Einreifser schaffen? Und das soll nicht Lüge sein, stets vom Schaffen zu reden, aber nichts zu schaffen?

»Frei steht grofsen Seelen auch jetzt noch die Erde. Leer sind noch viele Sitze für Einsame und Zweisame, um die der Geruch (!) stiller Meere weht.«

Also wohl Auswanderung nach dem (angeblich) stillen Ocean? Wo sind denn jene leeren Sitze? Und was soll dort gegründet werden, wenn nicht neue Staaten? Das würden sie eben sein, auch wenn man sie anders nennte.

»Dort, wo der Staat aufhört, da beginnt erst der Mensch, der nicht überflüssig ist . . .«

Gerade einer Dichtung wäre es sehr gut angestanden, diese utopischen staatlosen Sitze verführerisch zu schildern. Das wäre Dichtung! Aber nein, geschimpft und getobt mufste werden, und da blieb kein Raum mehr zur Dichtung übrig. Es eilte zum Schlusse, und wir glauben falsch zu lesen, wenn es heifst: »Also sprach (statt »wütete«) Zarathustra.«

»Seht ihr ihn nicht, den Regenbogen, und die Brücken des Übermenschen?«

Da haben wir wieder dieses Phantom! Wie bestechend, wie entzückend könnte die Dichtung wirken, wenn sie den »Übermenschen« schildern wollte, ihn und seine herrlichen, den Staat ersetzenden und übertreffenden Schöpfungen! Ja sogar mit satirischen Anspielungen (aber nicht rohen Schimpfereien) auf gewisse Zustände der Gegenwart!

Aber eine Erscheinung, die nur durch solch sinnlosen Wutanfall vorbereitet wird, die lediglich verwirft, was allein der bisherigen Menschengeschichte angemessen war, und die das Bessere auch nicht mit einem Worte schildert, — nein, solche Erscheinung ist kein Übermensch.

So gefaſst ist Nietzsches Übermensch ein **Untermensch.**

Der staatlose Mensch ist — ohne Nachweis eines möglichen Bessern — ein Halbtier!

Nur wenn einst ein staatloser Ubermensch, dessen Möglichkeit vorausgesetzt, bessere Schulen, bessere Armen-, Kranken- und Irrenanstalten (die will aber Nietzsche nicht, wie wir noch sehen werden), bessere Verkehrswege, bessere Sanitätsvorrichtungen schaffen sollte als der bisherige Staat, — dann, erst dann wäre Grund dazu vorhanden, ihn auf Unkosten des geschichtlichen Staates zu rühmen.

Aber auch dann müſste dem bisherigen Staate, soweit er nicht geradezu miſsregiert wurde, Gerechtigkeit widerfahren! Auch dann gälte nicht Nietzsche-Zarathustras Methode, die da heiſst: »Calumniare audacter!«

Schimpfen, ohne Besseres zu wissen, ist keine Kunst, ist nichts Übermenschliches, ja berechtigt vielmehr zum gröſsten Miſstrauen gegen diese angeblich Schaffenden, die nur zu zerstören wissen.

Auf ihre Zeit sollten wir hoffen? Berechtigen uns dazu ihre Wutanfälle? Sind das Übermenschen, deren Art und Weise nicht über dem Menschen, sondern weit **unter** dem civilisierten Menschen steht?

VON OFFENEN TÜREN.

»Ihr verehrt mich; aber wie, wenn eure Verehrung eines Tages umfällt?«
(Zar. S. 114.)

Es wäre den von Nietzsches Zarathustra hypnotisierten Leuten zu viel zugemutet, wenn man ihnen das fest eingerammte Vorurteil rauben wollte, daſs Nietzsche der Seher einer besseren Zukunft sei; wenn man ihnen aber zeigt, daſs er sich hauptsächlich damit beschäftigt, längst abgetane Ansichten vergangener Zeiten zu bekämpfen, den Gesichtskreis des Mittelalters zu widerlegen und somit offene Türen einzurennen, so dürfte ihnen dies doch einigermaſsen die Augen öffnen.

So bemüht sich Zarathustra damit, einen »Weisen« zu widerlegen, welcher lehrt, daſs man Tugend üben solle, um gut schlafen zu können (S. 37 ff.). Er meint natürlich das gute Gewissen, spricht aber, um hierdurch lächerlich zu erscheinen, lediglich vom Schlafe. Es ist klar: wenn jemand so gelehrt hätte, so würde er damit keinen nennenswerten Einfluſs auf die Menschen ausgeübt haben. Aber wo in aller Welt giebt es denn Lehrer, die so lehren? »Ihre Zeit ist um«, sagt Zarathustra selbst. Und doch verlohnte es sich für ihn, einen so veralteten und einfältigen Grundsatz überhaupt zu berücksichtigen, ja sogar noch zu

bekämpfen, und vollends von seiten eines Mannes, der ein Prophet der Zukunft sein wollte und bei seinen Anbetern stets noch dafür gilt?

Und dann diese heftigen Tiraden gegen den Glauben an eine persönliche Fortdauer nach dem Tode! Soll die Opposition gegen diesen Glauben etwa gar etwas Neues sein? Oder meinte Nietzsche im Ernste, durch die aus »Hinterwäldlern« künstlich gebildete Benennung »Hinterweltler« (S. 41 ff.) denen, die noch an die Unsterblichkeit glauben, und die niemals aussterben werden, diesen Glauben nehmen zu können? Ist nicht gerade der Egoismus, den Nietzsche sonst so eifrig predigt, der Grund des Glaubens an das Jenseits? Ja, giebt es überhaupt eine stärkere Stütze des Egoismus als diesen Glauben? Und doch gebärdet sich Nietzsche (S. 43), als wäre er der erste, der lehrte (»einen neuen! Willen lehre ich die Menschen«), es sei nichts mit dem Jenseits, und sie sollten sich auf die Erde beschränken! Dieser »Wille« ist schon Jahrhunderte alt!

Noch grotesker ist die Predigt gegen die »Verächter des Leibes« (S. 46 ff.), die keine »Brücken zum Übermenschen« seien. Solche Leute hat es vor etwa anderthalb Jahrtausend gegeben; jetzt könnte man solche Narren mit der Laterne suchen und doch nicht finden. Es wäre geradezu unglaublich, wenn es nicht schwarz auf weiſs gedruckt vorläge, solche Lappalien in Nietzsches »Zarathustra« zu finden.

Oder soll das etwas Neues sein, daſs man den Verbrecher einen Kranken nennen solle (S. 52 ff.)? Der Gedanke ist von Lombroso 7 Jahre vor dem Beginne des »Zarathustra« weitläufig ausgeführt worden. Oder daſs die Richter selbst nicht fehlerfrei seien? Darüber schrieb

Maupassant eine erschütternde Novelle, und ohnedies zweifelt niemand daran. Doch etwas Neues ist dabei, das aber leider nicht wahr ist. Nämlich dafs der Raubmörder Blut und nicht Raub wolle. Nietzsche scheint keine Kriminalgeschichten gelesen zu haben, von Akten gar nicht zu sprechen! Das Gegenteil ist wahr! Der Raubmörder will in erster Linie Raub und tötet nur, um nicht entdeckt zu werden. Er dürste, sagt Nietzsche, nach dem »Glück des Messers«, begreife aber diesen Wahnsinn nicht! Wahrlich, auch wir begreifen diesen Wahnsinn nicht! Sogar der Mörder ohne Raub, d. h. aus Rache oder Eifersucht, will nur den Tod des Feindes, — nicht das Blut als solches!

»Einst war der Zweifel böse und der Wille zum Selbst (!?). Damals wurde der Kranke zum Ketzer und zur Hexe: als Ketzer und Hexe litt er und wollte leiden machen.«

Dies schlägt aller geschichtlichen Wahrheit ins Gesicht. Die Ketzer waren nicht krank, sondern geistig gesünder als die Orthodoxen; die Hexen freilich litten an Hallucinationen. Aber weder Ketzer noch Hexen haben irgend jemandem etwas zu leide getan. Was man letztere bekennen liefs, wurde aus ihnen herausgefoltert oder war eine Stimme des epidemischen Aberglaubens ihrer Zeit.

Und was soll es heifsen, wenn Zarathustra (S. 100) sagt: »So erfindet mir doch die Gerechtigkeit, die jeden freispricht, ausgenommen den Richtenden?« Was anderes als Parteinahme für den Verbrecher? Die hat er wahrlich nicht nötig; die Strafanstalten begünstigen ihn über Gebühr (es läfst sich aber nicht ändern).

Wenn ferner Nietzsche den »Guten« (mit welchem Wort er argen Unfug treibt) Wahnsinn wünscht, an dem sie zu Grunde gingen gleich diesem bleichen Verbrecher (S. 54), so stutzt ein Denkender über diese Faselei!

»Es ist immer etwas Wahnsinn in der Liebe. Es ist aber immer auch etwas Vernunft im Wahnsinn.« (S. 57.)

Fiel es denn Nietzsches Verehrern nie auf, dafs er so unheimlich viel vom Wahnsinn spricht? Waren das nicht Vorahnungen? Und was soll man denken von dem Satze:

»Ich würde nur an einen Gott glauben, der zu tanzen verstände?« (S. 58.)

Und was von dem Stadtnamen (!) »die bunte Kuh«?

»Neues will der Edle schaffen und eine neue Tugend (aber welche?). Altes will der Gute, und dafs Altes erhalten bleibe.« (S. 62.)

Unter dem »Edlen« versteht Nietzsche bescheidenerweise sich selbst, unter den »Guten« (welches Wort er im »Zarathustra« stets auf verächtliche Weise betont) die Menschen, die nicht seine Anhänger sind.

»Aber nicht das ist die Gefahr des Edlen, dafs er ein Guter werde, sondern ein Frecher, ein Höhnender, ein Vernichter.«

Nein, in diese Gefahr gerät der wirklich Edle gewifs nicht!

Die Rede gegen die »Prediger des Todes« (S. 63 ff.) ist ein würdiges Seitenstück zu derjenigen gegen die »Verächter des Leibes«. Nietzsche meint die Geistlichen damit, die aber sehr oft grofse Freunde des Lebens sind. — Alles offene Türen! Was wird denn damit in aller Welt ausgerichtet?

Was soll endlich die Lobrede auf den Krieg und die Krieger? (S. 66 ff.)

Nietzsche-Zarathustra wendet sich darin offenbar an die Krieger eines bestimmten Staates und Landes, er, der sowohl den Staat, dem sie dienen, in den ärgsten Aus-

drücken geschmäht, als das Vaterland, für das sie zu kämpfen bestimmt sind, zu Gunsten eines um Jahrhunderte voraus liegenden »Kinderlandes« verleugnet hat. Es ist auch unzweifelhaft das deutsche Heer, an das er sich wendet, obschon er das Deutsche Reich, wo er nur kann, verhöhnt und beschimpft. (Davon mehr im II. Teile.) Er rät den Soldaten (S. 67) nicht zur Arbeit, sondern zum Kampfe, nicht zum Frieden, sondern zum Siege (was heifst: zum Siege raten?). »Ihr sagt,« meint er, »die gute Sache sei es, die sogar den Krieg heilige? Ich sage euch: der gute Krieg ist es, der jede Sache heiligt. Der Krieg und der Mut haben mehr grofse Dinge getan, als die Nächstenliebe.«

Nun fragen wir: wer kein Vaterland will, was will denn der mit den Kriegern eines Vaterlandes? Wo giebt es denn Kriege ohne ein Vaterland? Entweder verteidigt man es, oder man will es vergröfsern, oder man will einer Partei darin zur Oberhand verhelfen. Andere Kriege giebt es nicht! Was will er also mit den Kriegern? Will er sie zum Kampfe für das künftige Kinderland einüben? »Wo liegt dieses?« werden sie spöttisch fragen, und die Kriegsherren der heutigen Heere werden lachen! Das ganze Kriegskapitel hat also keinen Sinn! Im Grunde wird nur die Nächstenliebe bekämpft.

Dafs Nietzsche-Zarathustra so ungeheuer viel Phrasenwerk und Wortschwall gegen die Schwächen (oft, ja meist sehr harmlose und in der menschlichen Natur begründete) der Zeitgenossen zur Verfügung hat, ihre Schlechtigkeiten aber mit keinem Worte berührt, keinen Ausbruch des Zornes gegen Wucher und Betrug, gegen Trunksucht und Frefssucht, gegen Rauferei und Verleumdung, gegen Prostitution und Verführung kennt, —

das läfst tief blicken! Es ist aber leider kein erfreulicher Blick! Vielleicht wird man sagen, die Abneigung gegen die Schlechtigkeiten sei selbstverständlich. Gewifs, aber keineswegs der Kampf gegen sie! Dieser mufs rastlos geführt und unaufhörlich eingeschärft werden! Wir werden leider noch weiter sehen, warum er bei Nietzsche unterbleibt!

VOM WEIBE.

»Du gehst zu Frauen? Vergifs die Peitsche nicht!«

(Zar. S. 98.)

Die Frauen sind die bestgehafsten Objekte der blinden Wut Nietzsche-Zarathustras. Und zwar alle; eine Ausnahme ist nirgends zu entdecken! — —

Schon die Tatsache, dafs viele Frauen diesem Schriftsteller mit der tiefsten Bewunderung ergeben sind, beweist ihre durchschnittliche rührende, weil selbstlose Gutherzigkeit, die man versucht ist, als mindestens übertrieben, wenn nicht gar übel angebracht, zu betrachten.

Wäre ich ein weibliches Wesen, ich hätte das Buch bei der ersten dieser Stellen in eine Ecke geworfen!

Denn es verleumdet sie mit der kecksten Stirne!

»Allzulange,« heifst es (S. 82), »war im Weibe ein Sklave und ein Tyrann versteckt.«

Warum »war«? Beides kommt noch heute vor; aber auch beim Manne kommt beides vor. Ja, er ist noch öfter Sklave oder Tyrann des Weibes als das Weib der seinige. Wir sprechen hier von Europa, das auch bei Nietzsche allein berücksichtigt ist. —

Nun sollte man erwarten, es folge darauf die Mitteilung, was denn jetzt das Weib sei, oder was es künftig sein werde!

Nichts davon! Im gleichen »Verse« fährt die Schmähung fort: »Deshalb (merkwürdige Schlufsfolgerung!) ist das Weib noch nicht der Freundschaft fähig; es kennt nur die Liebe.«

Das sieht wie ein halbes Lob aus; aber nein, das darf der Weiberfeind nicht zugeben! Darum fährt er fort zu schimpfen:

»In der Liebe des Weibes ist Ungerechtigkeit und Blindheit gegen alles, was es nicht liebt. Und auch in der wissenden Liebe des Weibes ist immer (!) noch Überfall und Blitz und Nacht neben dem Lichte.«

Dafs es dämonische Weiber giebt, daran zweifelt niemand. Aber sie sind selten; im Hasse des Mannes dagegen ist Überfall und Blitz und Nacht ohne Licht!

»Noch ist das Weib nicht der Freundschaft fähig: Katzen sind immer noch die (!) Weiber (also alle?) und Vögel. Oder, bestenfalls, Kühe (!).«

Sollen wir dies etwa für die Sprache eines gebildeten Europäers halten? Was hätte Nietzsche gesagt, wenn eine Frau geschrieben hätte: die Männer sind Hunde oder bestenfalls Ochsen?

Nein, so brutal sind die Frauen nicht! Nietzsche fährt aber fort und wiederholt sich:

»Noch ist das Weib nicht der Freundschaft fähig. Aber sagt mir, ihr Männer, wer von euch ist denn fähig der Freundschaft?«

»O über eure Armut, ihr Männer, und euern Geiz der Seele! Wie viel ihr dem Freunde gebt, das will ich noch meinem Feinde geben und will auch nicht ärmer damit geworden sein.«

»Es giebt Kameradschaft: möge es Freundschaft geben!«

Diese Stelle ist kostbar! Wozu häuft denn Nietzsche erst allen Schimpf auf die Frauen, wenn er doch hinterher zugiebt, daſs die Männer noch weniger Freundschaft kennen? Wozu?

Und welche schreiende Ungerechtigkeit gegen die Frauen, zu sagen, daſs sie nicht der Freundschaft fähig seien! Welche schwarze Undankbarkeit gegen Frau Lou Andreas Salome, Fräulein Meta v. Salis-Marschlins und viele andere, die ihm in seiner Vereinsamung mündlich und schriftlich Verehrung, Treue und Trost boten! Sie sind es auch, die nach seinem geistigen Tode, der Öffentlichkeit Trotz bietend, für den verehrten »Meister« aufgetreten sind. Nicht zu sprechen vollends von seiner treuen Mutter und seiner hingebungsvollen Schwester, Frau Förster-Nietzsche, die mit rührender Liebe sein Leben beschrieb! Diese Damen allein sind es, die aus Freundschaft oder Liebe für ihn geschrieben haben; die Männer, die es taten, die taten es aus anderen Gründen, um von sich reden zu machen; keiner von ihnen sagt ein Wort von Freundschaft für den Unglücklichen!

Und nun noch ein wesentlicher Punkt!

Nietzsche scheint nur an Freundschaft zwischen Frauen und Männern gedacht zu haben! Warum ignorierte er die Freundschaft zwischen Frauen unter sich? Es giebt darüber natürlich keine statistischen Nachweise; aber aus persönlichen Erfahrungen und Eindrücken glauben wir sagen zu dürfen: Die Freundschaften unter Frauen und Jungfrauen sind weit inniger, treuer und andauernder als jene unter Männern, die meist mit dem Ortswechsel verfliegen, während diejenigen zwischen Frauen über Oceane reichen!

Aber das Beste kommt noch!

»Von alten und jungen Weiblein« heiſst ein Kapitel

von Nietzsches Zarathustra (S. 95 ff.). Weiblein! Warum nicht geradezu »Weibchen«, um das Mafs der Verachtung voll zu machen?

Hier gestattet er sich folgende »zarte Wendung«:

»Alles am Weibe ist ein Rätsel, und alles am Weibe hat eine Lösung; sie heifst Schwangerschaft.«

Diese Stelle bedarf keines Kommentars, ebensowenig aber auch die folgenden Liebenswürdigkeiten:

»Zweierlei will der echte Mann: Gefahr und Spiel. Deshalb will er das Weib als das gefährlichste Spielzeug.«

So? nur als das?

»Besser als ein Mann versteht das Weib die Kinder, aber der Mann ist kindlicher als das Weib.«

Gerade das Gegenteil sucht Dr. Paul Bergemann in Jena (»Die werdende Frau in der neuen Dichtung«) nachzuweisen, und zwar mit guten Gründen, die bei Nietzsche wie immer fehlen.

Nun das scheinbare Kompliment:

»Ein Spielzeug sei das Weib, rein und fein, dem Edelsteine gleich, bestrahlt von den Tugenden einer Welt, welche noch nicht da ist.«

Aber immerhin nur ein Spielzeug! Dies stimmt das Lob bedenklich herunter. Dann:

»Der Strahl eines Sternes glänze in eurer Liebe! Eure Hoffnung heifse: möge ich den Übermenschen gebären.«

Immer diese gynäkologischen Allüren! Wird aber der Ubermensch so, wie ihn Nietzsche schildert, dann bleibt doch jene Hoffnung besser unerfüllt!

Und nun fällt der Schimpf hageldicht!

»Wenig versteht sich sonst das Weib auf Ehre (!).«

»Der Mann fürchte sich vor dem Weibe, wenn es hafst (aber umgekehrt nicht?). Denn der Mann ist im Grunde

der Seele nur böse, das Weib aber ist dort schlecht (!!).« In der Tat, sehr freundlich!

»Oberfläche ist des Weibes Gemüt, eine bewegliche, stürmische Haut auf einem seichten Gewässer (!).« Welche seichten Gewässer haben denn eine stürmische Haut?

Das Beste ist aber, dafs sich Nietzsches Zarathustra (S. 98) von einem alten Weibe sagen läfst:

»Du gehst zu Frauen? Vergifs die Peitsche nicht!«

Eine Roheit erster Güte!

Eine Dame, die im »Magazin für Litteratur« (1898, Nr. 6) Nietzsche durch dick und dünn lobt, stutzt selbst darüber; aber sie tröstet sich sofort, indem sie findet, er parodiere sich selbst bezüglich jener Stelle »auf köstliche und entzückende Weise« in folgender späterer Äufserung (im anderen Tanzlied, S. 330, also weit genug von jener rohen Stelle):

»Nach dem Takt meiner Peitsche sollst du mir tanzen und schrei'n! Ich vergafs doch die Peitsche nicht? Nein!«

Darin ist doch, ohne himmelhohe und blinde Bewunderung, weder etwas Entzückendes, noch eine Parodie zu finden! Auch gilt diese letztere Stelle nicht den Frauen, sondern dem als Mädchen gedachten »Leben«.

Und wie käme die Tänzerin denn zum Schreien, wenn sie nicht (nach des Dichters Absicht) wirklich gepeitscht würde? Eine blutgierig-wollüstige Phantasie! Man nennt dies heute »Sadismus«.

Sehr schöne Worte sagt Nietzsches »Zarathustra« (S. 102 f.) über die Ehe, vernichtet sie aber sofort, indem alle seine Beispiele zum Nachteile der Frauen lauten.

»Ja, ich wollte,« heifst es, »dafs die Erde in Krämpfen bebte, wenn sich ein Heiliger und eine Gans miteinander paaren.« Welche ungeheuerliche Hyperbel!

Und wenn dies nun ein Wolf und ein Lamm tun, was dann? Dann darf das Lamm ruhig aufgefressen werden! Nichtwahr?

Und was sagt Nietzsche-Zarathustra vollends von der Bestimmung der Eheleute (S. 307)?

»So will ich Mann und Weib: kriegstüchtig den einen, gebärtüchtig das andre, beide aber tanztüchtig mit Kopf und Beinen.«

Darin irgend etwas Geistiges oder Sittliches zu erblicken, dürfte dem schlauesten Nietzscheaner nicht gelingen. Man sieht unwillkürlich einen Indianerhäuptling vor sich, der, mit wilder Miene, den Tomahawk schwingend und das Skalpiermesser im Gürtel, den Kriegstanz aufführt mit seiner Squaw, die sonst nur zum Gebären gut genug ist. Von einer der europäischen Kultur würdigen Ehe, in der Geist und Gemüt sich zur Liebe verbinden, kann bei diesem wilden Tanz und wüsten Gelächter keine Rede sein.

VON PREDIGTEN, LIEDERN UND TRÄUMEN.

»Nun läuft sie närrisch durch die harte Wüste und sucht und sucht nach sanftem Rasen — meine alte, wilde Weisheit!« (*Zar. S. 122.*)

Der zweite und dritte Teil der Reden Zarathustras unterscheiden sich vom ersten und vierten sehr wesentlich. In jenen beiden treten die eigenartigen Tendenzen Nietzsches weniger hervor als in diesen beiden; es waltet dort ein ruhigerer und gemäſsigterer Fluſs der Rede als hier, der aber doch nicht ganz frei von heftigen Ausbrüchen wilder Leidenschaft ist.

Der zweite Teil ist im Anfang eigentlich eine Art Predigtsammlung, in deren einzelnen Reden gewisse Klassen von Leuten apostrophiert werden, aber gerade nicht diejenigen, die es am nötigsten hätten, und meist auch nicht solche, die deutlich bezeichnet sind. Zarathustra beginnt diese, der Bergpredigt des Neuen Testaments nachgeahmte Reihenfolge von Reden mit der ihn erschreckenden Entdeckung, daſs (S. 120) seine Lehre in Gefahr, daſs seine Feinde mächtig geworden seien. Was hat er denn eigentlich getan, seine Lehre vor Gefahr zu schützen, seine Feinde nicht mächtig werden zu lassen? Nichts, gar nichts! Er ist der unvorsichtigste, sorgenloseste Lehrer, der sich denken

läfst. Warum braucht er sich von Zeit zu Zeit in die Einsamkeit seiner Höhle zurückzuziehen? Wer seine Lehre gegen seine Feinde aufrecht halten will, mufs fest und treu auf der Wache stehen bleiben. Zarathustra ist ein haltloser Schwärmer, der sich durchaus nicht zu einem Lehrer eignet. Dazu fehlen ihm Ruhe, Besonnenheit und Konsequenz. Man erwartet wahrlich ganz anderes, als die nun folgenden doktrinären Reden, wenn er (S. 121 f.) in die Worte ausbricht: er wolle seinen Speer gegen seine Feinde schleudern . . ., gewaltig werde seine Brust ihren Sturm über die Berge hinblasen . . ., seine Feinde sollen glauben, der Böse rase über ihren Häuptern . . ., seine Freunde werden erschreckt sein ob seiner wilden Weisheit und vielleicht samt seinen Feinden davon fliehen u. s. w.

Zur nebelhaften Geographie Zarathustras gehören die dreimal (S. 123 ff., 191 u. 223 ff., besonders am Anfang des 2. u. 3. Teiles) erwähnten »glückseligen Inseln« (eine Entlehnung aus dem klassischen Altertum). Hier nun gewinnt der »Übermensch« seine zweite Gestalt, die eines Nachkommen des Menschen und zugleich eines Ersatzes für Gott, der nur eine Mutmafsung sei. Zarathustras »Brüder« sollen sich zu Vätern und Vorfahren des Übermenschen umschaffen! Wie sie das bewirken sollen, wird nicht gesagt, und mit gutem Grund! Denn es ist eine ganz bodenlose Phantasie, dafs jemand seine Nachkommen nach Belieben schaffen könne. Liefs sich etwa Karl der Grofse, dieser Kolossalmensch, ein »Übermensch« seiner Zeit, träumen, dafs er einen Kahlen und einen Dicken zu Nachkommen haben und dafs sein Geschlecht mit Ludwig dem Kinde enden werde? Und konnte Friedrich der Rotbart es verhindern, dafs sein letzter Sprofs der liebenswürdige, aber schwächliche Konradin gewesen ist? Und

wie viele, ungezählte Adelsgeschlechter sind verkommen, verdorben und ausgestorben! Wie viel grofse und herrliche Männer und Frauen sind dagegen aus bürgerlichen oder bäuerlichen Familien hervorgegangen!

An die Stelle des Gottesglaubens soll nun das Schaffen treten. »Hinweg von Gott und Göttern lockte mich dieser Wille; was wäre denn zu schaffen, wenn Götter — da wären!« (S. 126.) »Schaffen — das ist die grofse Erlösung vom Leiden und des Lebens Leichtwerden.« (S. 125.) Immer spricht er vom Schaffen. Aber sagt mir doch, was hat er denn geschaffen? Ist etwa bis auf Nietzsche nichts geschaffen worden? Wir denken doch, nur mit dem Unterschiede, dafs man weifs was!

Das angebliche Schaffen beginnt (S. 127 ff.) mit einer Strafrede gegen die Mitleidigen. »Wahrlich, ich mag sie nicht, die Barmherzigen, die selig sind in ihrem Mitleiden; zu sehr gebricht es ihnen an Scham. Mufs ich mitleidig sein, so will ich's doch nicht heifsen, und wenn ich's bin, dann gern aus der Ferne.« Recht sophistisch! Den Leidenden ist wahrlich nicht geholfen, wenn sich der Wohlhabende einredet, sich die Scham des Gebens und ihnen die des Empfangens zu ersparen.

»Wo in der Welt geschahen gröfsere Torheiten, als bei den Mitleidigen?« Und wo gröfsere Roheiten, als bei den Nichtmitleidigen?

»Alle Schaffenden aber sind hart.« Dafs Zarathustra hart ist, wissen wir ja bereits; aber dafs er etwas schaffen könne, mufs er erst noch beweisen!

Dann kommen (S. 131 ff.) die Priester an die Reihe, ohne dafs gegen sie etwas gesagt würde, was man nicht schon längst wufste, dann (S. 135 ff.) die Tugendhaften. Wie kommt dieser »modernste Geist« dazu, Die zu be-

kämpfen, die »Lohn für Tugend und Himmel für Erden und Ewiges für Heute« haben wollen? Das liegt doch längst hinter dem bescheidensten Grade von Aufklärung.

»Aber wohl giebt es solche, denen Tugend der Krampf unter einer Peitsche heifst.« Was soll damit gesagt sein? Wer wird das überhaupt Tugend nennen?

»Und andere giebt es, die nennen Tugend das Faulwerden ihrer Laster.« Wollte doch Zarathustra so viel gegen die Laster predigen wie hier gegen die falsche Tugend! Das wäre doch dankbarer gewesen, pafst aber nicht in das System! Er läfst die Laster schön ungeschoren!

»Und andere giebt es, die sind gleich Alltags-Uhren, die aufgezogen wurden; sie machen ihr Tiktak und wollen, dafs man Tiktak — Tugend heifse.« Welcher vernünftige und gebildete Mensch will denn das? Ist es des »weisen« Zarathustras Aufgabe, gegen solche kleinliche Auffassung loszuziehen? Ist dies sein Speer, sein Sturm, seine Raserei? Etwas Schwächeres als dieses Kapitel hat Zarathustra kaum gesprochen!

Und nun die Rede gegen das »Gesindel« (S. 140 ff.). So öde und unklar sie ist, so geht doch daraus hervor, dafs Nietzsche darunter alle versteht, die ihn in seiner Einsamkeit stören. Diesen kann man ja aus dem Wege gehen. Warum gegen sie predigen? Was geht das andere an?

Als »Taranteln« schnaubt er die »Prediger der Gleichheit« an, d. h. die Demokraten und Socialisten (S. 144 ff.). Wir sind so wenig wie Nietzsche Anhänger der Gleichheit, die es ja nicht giebt. Aber wenn er den Ursprung dieser Richtung in »Neid, Dünkel, Eifersucht und Wahnsinn der Rache« sucht, so zeugt das von geringem

Einblick in das Weltgetriebe. Es ist vielmehr der Notschrei gegen Unterdrückung und Ausbeutung (die Nietzsche eben will), der hier emporgellt. Die berechtigte Ungleichheit im Geiste ist infolge der materiellen Entwickelung durch die weniger berechtigte und dazu übertriebene Ungleichheit im Besitze in den Hintergrund gedrängt worden. Der mehr Wissende und höher Strebende wird von dem in Gold und Bankpapieren Wühlenden auf die Seite gestofsen. Wer diesem stupiden Vorrang des Mammons sich nicht beugen will, gerät leicht in die Verirrung, von allgemeiner Gleichheit zu schwärmen. Der Geist sollte herrschen statt des Geldsackes; der Geist aber wird die weniger Begabten mit Liebe und Lehre heranziehen, statt über sie zu schimpfen. Nicht aus dem Volke »blickt der Henker und der Spürhund«; wohl aber sieht der Drang nach neuer Sklaverei danach aus, ja auch dann, wenn er vom Übermenschen spricht!

Die Führer des Volkes nennt Zarathustra (S. 149 ff.) bald »berühmte Weise« und bald »Esel«, oft im selben Satze, und verirrt sich dabei in blühenden Unsinn und wirre Traumbilder, aus denen kein Strahl göttlicher Klarheit hervorbricht. Doch, dieser Abirrung in das Phantastische ist es wohl zu verdanken, dafs die zwecklosen Predigten eine Strecke weit von den wunderbaren lyrischen Gedichten abgelöst werden, die nach jenem blöden Geschimpfe eine wahre Erquickung sind (»Nachtlied«, »Tanzlied«, »Grablied«). Jammerschade, dafs Nietzsche nicht Dichter blieb; als solcher hätte er uns mit Theorien neuer Unterdrückung und Knechtschaft verschont und Freunden der Menschheit und ihrer naturgemäfsen Entwickelung die Notwendigkeit erspart, ihn noch im geistigen Tode zu bekämpfen, damit sein ausgestreuter böser Same nicht Unkraut hervorbringe!

Dafs er dann seinen berühmten »Willen zur Macht« (S. 165 ff.) verkündet, können wir ihm nicht verargen. Nach Macht strebt ja alles, sei es nun die Macht, die Menschen glücklich oder — unglücklich zu machen. Wir würden lieber vom Willen zum Glück (aber aller) hören.

Formschöne Lyrik und wirres Gerede durchdringen sich seltsam in den schwer zu entziffernden Reden an die »Erhabenen«, die »Gegenwärtigen«, die »Erkennenden«, die »Gelehrten« und die »Dichter«.

Was »Zarathustra sprach«, wird nun immer dunkler, mystischer, traum- und nebelhafter, fast wie in Wilhelm Meisters Wanderjahren und in gewissen Scenen des zweiten Teiles von Goethes Faust, die das Greisenalter des grofsen Dichters verkündeten, aber bei einem jüngern Manne nur Kopfschütteln verursachen können. O Klarheit, Klarheit, warum ist dein Name nicht Nietzsche-Zarathustra?

Es mufs dem ruhig und unbefangen denkenden Leser notwendig auffallen, wie, langsam zwar, aber sicher, Schritt vor Schritt, Zarathustra von blofser Unklarheit zu immer gröfserer Verwirrung schreitet und sich Bogen für Bogen mehr und mehr dem Wahnsinn nähert. Die nichtssagenden Reden am Anfange des zweiten Teils sind in dessen Verlauf zu verworrenen Träumen übergegangen, und am Ende dieses Teils tritt an ihre Stelle ein völlig apokalyptisches Phantasieren, das stellenweise der Offenbarung des Johannes fast knechtisch nachgeahmt ist. Alle und jede Realität verschwindet in dem Kapitel »von grofsen Ereignissen« (S. 191 ff.). Zarathustra fliegt (!) in der Richtung nach einem Vulkan, das Volk meint, der Teufel habe ihn geholt, die Jünger umgekehrt: er den Teufel! Dann spricht er mit einem plötzlich auftauchenden »Feuerhunde«, ohne

dafs man erfährt, was das für ein Tier ist, ob das der Apokalypse oder ein anderes! »Heuchelhund« nennt ihn Zarathustra und redet mit ihm verworrenes Zeug, dabei Kirche und Staat lästernd. »Und ich sahe eine grofse Traurigkeit über die Menschen kommen«, apokalyptiert ein »Wahrsager«; Zarathustra wird von Melancholie angesteckt und träumt weiter; die Auslegung seines Traumes durch einen Jünger aber ist ebenso dunkel wie der Traum selbst (in dem es heifst: »Alpa, Alpa! [?] Wer trägt seine Asche zu Berge?« S. 199). Dann kommen Krüppel, Blinde, Lahme und wollen von ihm geheilt sein. Da erheitert er sich wieder und macht, statt ihnen zu helfen (S. 203 f.), schlechte Witze über sie, die mit traumhaften Gesichten wechseln. Der nicht geheilte Bucklichte fragt treffend (S. 209): »Warum redet Zarathustra anders zu uns als zu seinen Jüngern?« und weiter: »Warum redet Zarathustra anders zu seinen Schülern als zu sich selber?« — Komisch ist nur, dafs alle diese Reden für jedermann im gleichen Buche zu lesen stehen, — traurig aber, dafs man alle diese Reden ohne Unterschied verdauen soll! Warum schreibt Nietzsche anders für seine Leser, als er zu seinen Freundinnen sprach? — das ist noch viel trauriger!

Weiter spielt (S. 213) wieder der Übermensch eine Rolle. Demselben soll der »seiner würdige Überdrache« zur Seite stehen. Wildkatzen werden zu Tigern und Giftkröten zu Krokodilen, damit der gute Jäger eine gute Jagd habe! Der Übermensch werde furchtbar sein in seiner »Güte«! Die bisherigen »höchsten Menschen« würden seinen Übermenschen — »Teufel« heifsen. Verlockende Aussichten!

Um der Versuchung eines unbekannten Wesens, ein Herrschender zu werden (was an die Versuchungen des

alten Zarathustra, Buddhas und Jesu erinnert), zu entgehen, zieht sich Zarathustra wieder in seine Höhle zurück. Was hat er in dieser seiner zweiten Laufbahn getan? Gepredigt, gesungen und geträumt! Was geschaffen? **Nichts!** Er hat recht (S. 219), — untröstlich zu weinen!

VON ALTEN UND NEUEN TAFELN.

»Hier sitze ich und warte, alte, zerbrochene Tafeln um mich und auch neue, halb beschriebene Tafeln. Wann kommt meine Stunde?«
(Zar. S. 287.)

Im dritten Teile hat Zarathustra das Fliegen wieder verlernt, geht wie andere Sterbliche zu Fuſs und fährt zu Schiffe (S. 223 ff.). Dieser Teil fängt recht vernünftig an, leider nicht auf die Dauer! Festzunageln ist (S. 227) der Satz: »Die Liebe ist die Gefahr des Einsamsten, die Liebe zu allem, wenn es nur lebt.« Das war noch ein schöner Satz! Ist es möglich, daſs ihn Der geschrieben hat, der in »Jenseits von Gut und Böse« für Härte, Grausamkeit, Barbarei und Sklaverei schwärmt? Aber nun beginnt das Schwelgen in Visionen und Rätseln von neuem. Das spärliche Licht weicht wieder der verschwenderischen Dunkelheit. Auf einmal (S. 229) sitzt auf Zarathustras Schulter, man vernimmt nicht wie, ein Wesen, halb Zwerg, halb Maulwurf, der »Geist der Schwere«, sein »Teufel und Erzfeind«, der ihn verhöhnt. Nachdem er auf Zarathustras Geheiſs abgesprungen, stehen sie vor einem Torweg, wo zwei Wege zusammenkommen, die noch niemand zu Ende ging. Und was ist der tiefe (?) Sinn dieses Bildes? Im Augenblicke berühren sich Vergangenheit und Zukunft. Wirklich, ein neuer Gedanke! Und nun jagen sich Traum-

bilder, grauenhafte, ohne dafs jemand begreift warum, eine Spinne, die im Mondscheine kriecht, ein heulender Hund, der Gespenster sieht und um Hilfe schreit, ein Mensch, dem eine Schlange in den Mund gekrochen, der er den Kopf abbeifst, ein Lachen, das keines Menschen Lachen war. — Deuten kann man ja alles; aber was Nietzsche meinte (S. 232), die »ewige Wiederkunft« aller Dinge, versteht niemand.

Es ahnt ihm — warum, erfährt man nicht — ein Unglück; er wartet darauf, aber es kommt nicht, vielmehr das Glück. Er singt das wirklich schöne Lied »Vor Sonnenaufgang«. Solche lyrische Intermezzi lesen wir lieber als die unheimlichen Traumbilder. Leider aber fängt er darin (S. 243) an, über »jenseits von Gut und Böse« zu phantasieren. »Gut und Böse sind nur Zwischenschatten und feuchte Trübsale und Ziehwolken.« Damit ist nun freilich n i c h t s gesagt, als dafs für Nietzsche Gut und Böse keinen Unterschied kennen. Eine Einleitung zu dem schlimmen Buche, das so betitelt ist, die er aber hier nicht weiter verfolgt. Dagegen wiederholt Zarathustra das Reiten seines Steckenpferdes, das Eifern gegen die eingebildete Tugend des Tiktaks. Ihre Lehre von Glück und Tugend mache, meint er, die Menschen kleiner, sie begnügen sich mit dem Wohlbehagen. Die meisten sind schlechte Schauspieler. Ihre Weiber vermännlichen sich. Die, welche befehlen, heucheln die Tugenden derer, welche dienen. Ihre Tugend ist Feigheit und Mittelmäfsigkeit. »Sie wundern sich,« sagt er (S. 250), »dafs ich nicht kam, auf Lüste und Laster zu lästern, und wahrlich, ich kam auch nicht, dafs ich vor Taschendieben warnte.« Wir finden diese Entschuldigung zugleich fad und frivol. Nicht vor k l e i n e n Dieben warnen, aber g r o f s e Diebe an den

Pranger stellen, das war der Beruf eines weisen Lehrers; was er aber nicht will, das hat er bereits getan; denn die von ihm bekämpfte eingebildete Tugend ist wirklich nur ein Taschendieb. Diesen hält er an, — den Räuber läſst er laufen! Statt das Schlechte zu strafen, predigt er das, was dazu führt. »Ich bin Zarathustra, der Gottlose, und alle die sind meinesgleichen, die sich selber ihren Willen geben und alle Ergebung von sich abtun. Liebt immerhin euren Nächsten gleich euch, — aber seid mir erst solche, die sich selber lieben.« Er predigt also die Willkür des Handelns und den Egoismus; die Verurteilung der Nächstenliebe wird später nachfolgen.

Im Verlaufe der Erzählung, soweit von einer solchen, wo meistens nichts geschieht, die Rede sein kann, umgiebt uns zum zweitenmal die Atmosphäre der Groſsstadt, vielleicht derselben, welche in der »Vorrede« die Predigt vom Übermenschen hörte (oben S. 14 ff.) und den Vorfall mit dem Seiltänzer sah (S. 258 ff.). Wie dort ein Possenreiſser, so spielt hier ein ähnliches Subjekt, ein »schäumender Narr«, den man den »Affen Zarathustras« nannte, das Schicksal. Dieser Narr scheint ein verzerrtes Spiegelbild des Weisen zu sein; er spricht wie dieser, wenn er in Leidenschaft gerät, nur mit mehr, weil absichtlicher Übertreibung. Seine Absicht ist, den Propheten von der Stadt abzuhalten, von deren Sitten und Zuständen er ein abschreckendes Bild malt, das aber stellenweise dem Wutausbruche Zarathustras über den Staat (oben S. 27 ff.) auffallend ähnlich ist. Manches darunter, was z. B. über Klatsch und Trunksucht, Streberei und Speichelleckerei kurz gesagt ist, hätte sich weit eher verlohnt, von Zarathustra zu Predigten ausgearbeitet zu werden, als die ewig eintönige Leier von der eingebildeten Tugend! Warum gerade ein Weltverbesserer abgehalten werden sollte,

eine Stadt zu betreten, worin es doch für ihn so viel zu tun gab, ist ebenso unbegreiflich wie der Umstand, daſs Zarathustra dem Narren seine Rede mit Entrüstung verweist und ihm dennoch gehorcht, mit der eines Sittenpredigers höchst unwürdigen blöden Rede (S. 262): »Hier ist nichts zu bessern, nichts zu bösern.« Da war der fabelhafte Jonas in Ninive ein anderer Held. Und vollends Jesus in Jerusalem! — Zarathustra ist wahrlich ein sonderbarer Heiliger! Er predigt überall, wo es nicht nötig ist, und wo es nötig wäre, da schweigt er. Welchen Eifer zeigt er in der flammenden Rede gegen die »Abtrünnigen«, d. h. gegen die vom Atheismus wieder Abgefallenen! Ein »feiger Teufel« hat es ihnen eingeredet; sie sind lichtscheu geworden. In Wahrheit sind aber die frommen »Duckmäuser«, an die er sich wendet, niemals Atheisten gewesen, sind also auch keine »Abtrünnigen«. Die Begriffsverwirrung kann auch nicht übertroffen werden, wenn Zarathustra (S. 268) sagt, die alten Götter hätten sich zu Tode gelacht, »als das gottloseste Wort von einem Gotte selber ausging, — das Wort: Es ist ein Gott! Du sollst keinen andern Gott haben neben mir!«

Noch mehr als über solches Predigen muſs man stutzen über das unklare Zeug, was Zarathustra (S. 275 ff.) über die »drei Bösen« predigt. Er will nämlich die drei »best verfluchten, am schlimmsten beleu- und belügenmundeten Dinge«, Wollust, Herrschsucht und Selbstsucht, »auf die Wage tun und menschlich gut abwägen.« Man sollte nun erwarten (obschon dazu kein Bedürfnis vorliegt), es würde von jeder dieser Untugenden das unter Umständen Entschuldbare und das Verderbliche klar gegeneinander abgewogen werden. Was er von ihnen sagt, ist aber, soviel aus dem furchtbaren Schwulst der Rede zu entnehmen, weder

eine Entschuldigung, noch eine Geifselung, sondern am Anfang wird karikiert, was die »Verleumder« dieser Untugenden nach Zarathustras Phantasie von ihnen sagen könnten, und dann wird gerühmt, was zu ihrer Verherrlichung dienen soll; bei der Selbstsucht ist (bezeichnend!) nur das letztere der Fall. Langsam, aber sicher rückt also Nietzsche seiner Umkehrung der durch die Entwickelung der Kultur gewonnenen Moralbegriffe näher und näher. Etwas irgendwie Fafsbares ist damit nicht gesagt; kein Gedanke, dafs durch diese Auffassung irgend etwas auf der Welt besser werden könnte *).

Mit dem Worte »Nächstenliebe« (S. 282) ist bisher »am besten gelogen und geheuchelt worden und sonderlich von solchen, die aller Welt schwer fielen.« Das ist wahr. Wollte einer aber glauben, Zarathustra werde die Nächstenliebe in ihrer berechtigten Ausübung verteidigen, den müssen die nun folgenden »Alten und neuen Tafeln« eines andern belehren.

Nach einer sehr schönen dichterischen Einleitung behauptet Zarathustra (S. 290), er habe die Menschen gelehrt, an der Zukunft schaffen und alles, das war, schaffend zu erlösen. Schade, dafs es nicht wahr ist. Er hat ihnen in dieser Richtung durchaus keine Anleitung zu dem gegeben, was sie tun sollen. Seine Reden konnten dies niemandem klar machen! Die erste neue Tafel dieses andern Moses lautet: »Schone deinen Nächsten nicht. Der Mensch

*) Als Beispiel geben wir folgende Apologie der »Wollust«:
»Wollust; allen bufshemdigen Leib-Verächtern ihr Stachel und Pfahl und ‚Welt' verflucht bei allen Hinterweltlern: denn sie höhnt und narrt alle Wirr- und Irrlehren.«
»Wollust; für die freien Herzen unschuldig und frei, das Garten-Glück der Erde, aller Zukunft Dankes-Überschwang an das Jetzt (!!!).«

ist etwas, das überwunden werden muſs . . . Überwinde dich selber noch in deinem Nächsten: und ein Recht, das du dir rauben (!) kannst, sollst du dir nicht geben lassen.« Man mag das drehen und wenden, wie man will, es ist immer der nackte Egoismus, der hier gelehrt wird, und den braucht man keinen Menschen zu lehren, er lernt sich immer und überall von selbst! Man solle die alten Tafeln zerbrechen, heiſst es wiederholt; aber wehe, die neuen taugen nichts! Denn wonach man nicht leben und leben assen kann, das taugt nichts.

»Es giebt einen alten Wahn, der heiſst Gut und Böse.« Was setzt Zarathustra an die Stelle dieses »Wahns«?

»Du sollst nicht rauben! Du sollst nicht totschlagen! — solche Worte hieſs man einst heilig; vor ihnen beugte man Knie und Köpfe und zog die Schuhe aus. Aber ich frage euch: wo gab es je bessere Räuber und Totschläger in der Welt, als es solche heilige Worte waren? Ist in allem Leben selber nicht — Rauben und Totschlagen? Und daſs solche Worte heilig hieſsen, wurde damit die Wahrheit selber nicht totgeschlagen?« Welche kecke Sophistik! Also weil es im Leben Rauben und Totschlagen giebt, soll es auch gestattet sein!

Es bedürfe, heiſst es weiter, eines neuen Adels, der allem Pöbel und allem Gewalt-Herrischen Widersacher ist und auf neue Tafeln neu das Wort schreibt »edel«. Das ist der neue, vervielfachte Übermensch, und der Gedanke wäre nicht übel, wenn man erführe, woher der neue Adel kommen solle, und wenn — Nietzsche nicht selbst in späteren Schriften diesem Adel die hier verpönte Gewaltherrschaft übertragen und die übrigen Menschen zur Sklaverei verurteilt hätte. Doch davon erhalten wir bereits einen Vorgeschmack, wenn es (S. 305) heiſst:

»O meine Brüder, bin ich denn grausam? Aber ich sage: was fällt, das soll man auch noch stofsen!« Einige Zeilen weiter heifst es deutlich, dafs darunter nicht nur Dinge, sondern auch Menschen gemeint sind. Schon wenn sie Sachen meint, ist jene Regel leichtfertig-allgemein. Auf Menschen angewandt aber ist sie schlecht! Was fällt, soll man vielmehr heben!

Diese durch 30 Abschnitte hin ausgedehnten, wie leicht zu sehen, höchst ärmlichen und nichtssagenden »neuen Tafeln« enden höchst bezeichnend mit dem Gebote (S. 312): »Werdet hart!« Braucht man das dem Menschen wirklich zu sagen, der (nach S. 318) bereits das grausamste Tier ist?

Doch, was soll man anderes erwarten von Zarathustra, der sofort nach Beendigung seiner »Tafeln« wahnsinnig wird?

»Eines Morgens (S. 314 f.) sprang Zarathustra von seinem Lager auf wie ein Toller, schrie mit furchtbarer Stimme und gebärdete sich, als ob noch einer auf dem Lager läge, der nicht davon aufstehen wolle« u. s. w.

Dieser gräfsliche Ausbruch von Tobsucht endet mit den Worten: »Heil mir, du kommst (sein abgründlichster Gedanke nämlich), — ich höre dich! Mein Abgrund redet, meine letzte Tiefe habe ich ans Licht gestülpt. Heil mir! Heran! Gieb die Hand — — ha! lafs! Haha! — — Ekel, Ekel, Ekel — — wehe mir!«

Dann stürzt er nieder gleich einem Toten!

Tiefe Wehmut überfällt uns bei diesem Vorzeichen!

Um so tiefere, als auch, nach seiner Beruhigung und nach dem klassisch schönen Liede der Sehnsucht an die Seele, das an »das Leben« gerichtete und dieses als reizendes Mädchen personifizierende, reich dichterische »andere

Tanzlied« (S. 328 ff.) bei aller Schönheit der Sprache dem dionysischen Rausch über die apollinische Klarheit die Oberhand einräumt.

Doch der dritte Teil schliefst, ruhiger und ergreifend, mit dem schönen Liede, dessen Kehrvers heifst: »Nie noch fand ich das Weib, von dem ich Kinder mochte, es sei denn dieses Weib, das ich liebe: denn ich liebe dich, o Ewigkeit!« Warum, warum nicht immer so?

VON GESPENSTERN.

»Mit euch verdürbe ich mir jeden Sieg noch. Und mancher von euch fiele schon um, wenn er nur den lauten Schall meiner Trommeln hörte.«

(Zar. S. 410.)

Der vierte und letzte Teil von Nietzsches »Zarathustra« war ursprünglich nicht für die Öffentlichkeit bestimmt, und es wäre besser, er wäre ihr entzogen geblieben. In den drei ersten Teilen wechseln einige sehr schöne Stellen mit den teils schwachen, teils falschen, teils bösartigen ab, die wir bekämpfen mufsten. Es tritt der Weg zur Geistesnacht nur stellenweise hervor; im vierten Teil aber ist die Tollheit völlig ausgebrochen. Sogar H. Gallwitz, der die Wirkung der drei ersten Bücher »erhebend« findet (wir gröfstenteils nicht!), bedauert, dafs dieselbe durch den possenhaften Ausgang ernstlich bedroht sei (Friedr. Nietzsche S. 226). Max Zerbst dagegen träumt (Nein und Ja S. 49 Note) von einer »herrlichen Komposition«!!! Risum teneatis!

Dieser Zustand der Tollheit beginnt mit dem »Notschrei« (S. 349 ff.). Einen solchen hört Zarathustra. Ein Wahrsager behauptet, es sei der »höhere Mensch«, der nach ihm schreie. Über diesen Namen erschrickt derselbe Zarathustra, der den »Übermenschen« verkündete, was doch ungefähr dasselbe oder ein Besseres sein sollte, und —

zittert! Er fürchtet wohl einen Nebenbuhler des »Übermenschen«, fafst sich jedoch bald und will den »höhern Menschen« suchen.

Auf seinem Wege trifft er nun allerlei kuriose Heilige, erst zwei Könige mit einem Esel, die aus Ekel am »Pöbel« ihre Lande verlassen haben. Der Esel sagt dazu: I-A (und dies wird in Zarathustras viertem Teile ein mit Wohlgefallen breitgetretener Hauptwitz).

Zweitens findet Zarathustra einen Kerl, der im Sumpfe liegt und Blutegel an sich saugen läfst, um sie auf diese Weise zu fangen! Er nennt sich den »Gewissenhaften des Geistes« und redet verwirrtes Zeug, das einen verborgenen symbolischen Sinn haben mag (vielleicht Satire auf gelehrte Specialisten?).

Drittens stöfst Zarathustra auf einen Zauberer, der »die Glieder warf wie ein Tobsüchtiger«, so dafs Zarathustra in ihm den »höheren Menschen« wittert. Er jammert in wild phantastischen Versen um seinen verlorenen Gott. Zarathustra nennt ihn Schauspieler und Falschmünzer, schlägt ihn mit dem Stocke und beschimpft ihn (der w e i s e Zarathustra!).

Die vierte Begegnung ist die mit einem »langen schwarzen Mann«, dem Zarathustra, in der Meinung, einen Priester vor sich zu haben, den Fluch entgegen schleudert, dafs ihn der »Teufel« holen möge. Merkwürdigerweise glaubt der »weise« Zarathustra, der Gott verwirft, an einen Teufel. Und dieser Teufelsgläubige und Flucher soll der Verkünder des »Übermenschen« sein!! Der schwarze Mann entpuppt sich aber als »der letzte Papst« und behauptet, er habe »den letzten frommen Menschen« gesucht, der noch nichts davon gehört habe, dafs der »alte Gott« tot sei, aber ihn ebenfalls tot gefunden.

Ein atheistischer Papst, — auch nicht übel! Indessen zu Ende des 15. und Anfang des 16. Jahrhunderts auch schon dagewesen, bloſs nicht auf Dauer. Dieser letzte Papst aber weiſs nicht nur, daſs Gott tot sei; er erzählt auch seine Lebensgeschichte wie die eines Menschen und lästert ihn überdies (»Zu einem Sohne sogar kam er nicht anders als auf Schleichwegen. An der Tür seines Glaubens steht der Ehebruch«). Er sei schlieſslich, einer wackeligen, alten Groſsmutter ähnlich, im Ofenwinkel gesessen, weltmüde, willensmüde, bis ihn das Mitleiden mit den Menschen erstickt habe (S. 378 f.)! Zarathustra sucht ihn darin noch zu bestärken.

Wir finden es einfach verrückt, etwas, an das man nicht glaubt, zu lästern, was doch voraussetzt, daſs es Wirklichkeit — wenigstens gehabt hätte. Entweder glauben und verehren oder nicht glauben und mit Gründen bekämpfen! Ein drittes giebt es nicht, auſser im Irrenhause!

Nietzsche hält sich, d. h. seinen Zarathustra, und seine Verehrer halten ihn in allem Ernste für »fromm aus Gottlosigkeit«. Eine solche Begriffsverwirrung ist unerhört. Wer keinen Gott braucht, bedarf auch keiner Frömmigkeit, wenn er nicht mit Worten spielen will! Auch der bedarf ihrer nicht, der für die kleine Erde einen Specialgott, den Übermenschen, erfindet und das übrige Weltall sich selbst überläſst!

Den fünften Fang macht Zarathustra an einem Subjekt, das er den »häſslichsten Menschen« nennt, — ein verkrüppeltes, kaum menschlich zu nennendes Geschöpf, das, statt zu reden, nur gurgelt und röchelt. Seine korrumpierte Phantasie erkennt in ihm — den Mörder Gottes; er wurde dies, weil er Gott als Zeugen seiner Häſslichkeit nicht ertrug!

Wir haben also zwei verschiedene Aussagen; der letzte Papst sagte, das Mitleid mit den Menschen habe Gott erwürgt, der häfslichste Mensch aber behauptet, er habe Gott getötet. Wer hat recht? Ja, das bleibt Nietzsche-Zarathustras Geheimnis!

»Mitleiden ist zudringlich; Mitleiden geht gegen die Scham; die Mitleidigen haben keine Ehrfurcht vor grofsem Unglück,« so spricht der häfslichste Mensch (S. 385).

Es ist grofsartig, welche Mühe sich Nietzsche giebt, das Mitleiden zu bekämpfen. Harte Menschen (wie er sie auch haben will) werden ihm dankbar dafür sein, dafs er ihnen diesen bequemen Vorwand liefert, nicht mitleidig zu sein.

Man sagt, Nietzsche habe nur das Mitleiden von sich selbst ablenken wollen, weil er sich dessen schämte. Dies konnte er ja, aber es anderen zu mifsgönnen, dazu hatte er keinen Grund. Und diese geheime Herzensregung brauchte er nicht zu veröffentlichen; denn es wird nur Mifsbrauch damit getrieben.

Eine sechste Erwerbung macht Zarathustra an einem Bettler, der den Kühen predigt, wie einst der heilige Franz von Assisi, und das Evangelium in folgender geschmackloser Weise parodiert:

»So wir nicht umkehren und werden wie die Kühe, so kommen wir nicht in das Himmelreich. Wir sollten ihnen nämlich eins ablernen, das Wiederkäuen (!).«

»Und wahrlich, wenn der Mensch auch die ganze Welt gewönne und lernte das Eine nicht, das Wiederkäuen, was hülfe es, er würde nicht seine Trübsal los.«

Die siebente Suche bringt Zarathustra — seinen Schatten! Mit diesem Schatten parodiert Nietzsche sich selbst, wozu er wohl die meiste Ursache hatte. Sein eigenes Leben und

Ringen verspottet er damit, und das Resultat ist sein Wahlspruch (S. 397):

»Nichts ist wahr, alles ist erlaubt.«

Es ist rührend, wie sich Nietzsches Jünger abgemüht haben, diesen Spruch zu drehen und zu wenden. Nützt alles nichts; denn hier hat er doch ausnahmsweise klar gesprochen. Er hat aus seinem Leben die Lehre gezogen, daſs man keiner Wahrheit trauen und keinem Gebote folgen solle, sondern sich von seinem souveränen Geiste über alles, was jemals die Menschen band, hinwegsetzen lassen dürfe. Es ist der Ausbruch des traurigsten Pessimismus, und wenn Nietzsches Jünger ihn einen Optimisten, einen Jasager zum Leben nennen, so haben sie eben nicht gemerkt, daſs sein »Lachen« und »Tanzen« nur eine künstliche Betäubung der innerlich trostlosesten Stimmung war, die man sich — will man nicht sein Nachbeter sein — nicht anders erklären kann als den langsam hinter ihm herschleichenden und immer mehr Boden in ihm gewinnenden Wahnsinn.

Der Schatten Zarathustra-Nietzsches ist nichts anderes als die Geistesnacht.

Armer Mann, wir fühlen tiefstes Mitleiden mit dir und hätten ihm am liebsten nach deiner Lehre durch Stillschweigen Ausdruck gegeben, wenn nicht die böse Saat deines gottlosen Schattens eine Ernte gezeitigt hätte, die in zahlreichen Schriften unnennbares Unheil anrichten würde, wenn man sie nicht rastlos bekämpfte. Sie sollen uns nur nicht kommen und höhnen, wir hätten den »Meister« falsch verstanden. Ihre eigenen Schriften zeigen, wie sie ihn verstanden haben, und das ist eine Sammlung von Widersprüchen!

Zarathustra hat nun glücklich (den Wahrsager und den zweiten König dazu gerechnet) neun sonderbare Ge-

sellen in seiner Höhle versammelt, angeblich »höhere Menschen«, in Wahrheit Schemen ohne Fleisch und Blut, ohne Namen und Charakter, — Gespenster!

Sie sind es, die den »Notschrei« ausgestofsen haben, — vor Ekel an der Welt und vor Sehnsucht nach Befreiung davon — durch Zarathustra. Er aber hält nicht viel von ihnen; er wartet auf andere, Höhere, Stärkere, Sieghaftere, Wohlgemutere, auf »lachende Löwen« (S. 411), d. h. mit einem Worte auf die von ihm erfundenen Übermenschen. Es sind die Leute der Herrenmoral, die Harten, Mitleidlosen, die die Fallenden noch stofsen, denen nichts wahr und alles erlaubt ist, gerade heraus gesagt — die Anarchisten und Verbrecher! Nicht die gemeinen allerdings, aber jene, die ihre »Taten« mit einem gewissen Nimbus zu umgeben wissen, so dafs oberflächliche Seelen sie anstaunen.

Zarathustra ladet seine gespenstigen Gäste zum »Abendmahl«. Das Gespräch dabei bildet eine bis zum Ekel getriebene Wiederholung des schlechten Witzes, dafs Gott tot sei, und dafs der Übermensch leben solle. Die Reden der »Einleitung« kehren beinahe wörtlich wieder; doch auch hier wird nichts Näheres vom Übermenschen gesagt.

»Das Böse ist des Menschen beste Kraft«; »der Mensch mufs besser und böser werden«; »das Böseste ist nötig zu des Übermenschen Bestem«, wird da gelehrt. (S. 420.) Nur ekeln kann uns vor den »Auslegungen« dieses Bösen. Wenn man nicht mifsverstanden werden will, mufs man eben reinen Wein einschenken!

Zarathustra predigt seinen Gästen weiter: »Ich erfreue mich der grofsen Sünde (welcher?) als meines grofsen Trostes (!)« . . . »Immer mehr, immer Bessere euerer Art sollen zu Grunde gehen, — denn ihr sollt es immer

schlimmer und härter haben. So allein wächst der Mensch in die Höhe, wo der Blitz ihn trifft und zerbricht (!)« . . . »Ihr leidet mir noch nicht genug! Denn ihr leidet an euch, ihr littet noch nicht am Menschen.« »Diesen Menschen von heute will ich nicht Licht sein, nicht Licht heifsen. Die — will ich blenden; Blitz meiner Weisheit! stich ihnen die Augen aus!« . . . »Ist dies Heute nicht des Pöbels?« . . . »Das ‚für den Nächsten' ist die Tugend nur der kleinen Leute« . . . Eine ebenso langweilige als widerwärtige Predigt, deren kurzer Sinn ist, den Gesichtskreis der »kleinen Leute«, der doch keineswegs mafsgebend ist, der gesamten Kultur unserer Zeit unterzuschieben, als ob noch keine aufsergewöhnlichen grofsen Geister aufgetreten wären, ehe Nietzsche-Zarathustra erschien!

Das einzige Pikante ist, dafs Zarathustra (S. 427) Christus lästert; er sei vom Pöbel, faselt er und weifs nichts Besseres von ihm zu sagen, als: er habe Heulen und Zähneklappern verheifsen und gesagt: »Wehe denen, die hier lachen (!!!).«

Zarathustra verläfst wiederholt die Höhle, um frische Luft zu schöpfen, denn seine Gäste haben sie ihm verdorben. Nachdem diese genug Wein getrunken haben und berauscht sind, lachen und lärmen, schreien und toben sie, singen wilde Dithyramben mit viel »Ha ha« und »Hu hu«, und zuletzt führen sie eine schändliche Posse auf; sie beten nämlich den Esel an und dieser schreit die Responsorien mit I-A. Es ist eine ganz elende Verhöhnung des Christentums. (S. 453 f.)

Zarathustra selbst ist erbost über diese Wirkung seiner gottlosen Reden und stellt die Eselsanbeter zur Rede, worauf der »letzte Papst« sich damit entschuldigt, es sei besser, Gott (!) in dieser Gestalt anzubeten, als in gar keiner, —

derselbe letzte Papst, der die Ansicht ausgesprochen, dafs Gott tot sei!!!

Aber jetzt kehren diese sauberen »höheren Menschen« zu ihm unter Eselsgestalt zurück; es soll, wie einer von der Bande sagt, die Gestalt sein, unter der ihm Gott am glaubwürdigsten dünke!

Das Dümmste aber ist, dafs Zarathustra, der sich über die Eselsanbetung so sehr entrüstete, am Ende seinen Gästen rät, das »Eselsfest« wieder zu feiern, und zwar — zu seinem Gedächtnis! (S. 460.)

Dann auf einmal werden alle wieder ernst, und Zarathustra singt den Dithyrambus, der nicht mit Unrecht »das trunkene Lied« heifst und eine Paraphrase jener elf Glockenverse bildet, von denen die Nietzscheaner ungeachtet des Mangels an Zusammenhang und Sinn so sehr entzückt sind. Die kurze Bedeutung ist: »dem Schmerze wünscht man Vergehen und der Lust Ewigkeit«. Etwas Selbstverständlicheres kann es wohl kaum geben; die Ewigkeit ist aber nicht »tief«, wie Nietzsche singt, sondern weiter nichts als — ewig. Auffallend ist, wie häufig das Wort »tief« hier angewandt wird: die Mitternacht, der Traum, die Welt, das Weh, die Lust und die Ewigkeit, all dies ist in elf Zeilen »tief«. Kein Wunder, dafs viele Leute Nietzsches Werke überhaupt für tief gehalten haben.

Ja, wenn das Unverständliche tief ist!

II.

»Jenseits von Gut und Böse.«
»Zur Genealogie der Moral.«
»Götzendämmerung.«

»Man braucht die Nietzscheaner nicht so ernsthaft zu nehmen wie Nietzsche selbst. Die ‚Herrenmoral' ist, bei Lichte besehen, ein reiner Widersinn. Wenn ‚Herren' Lotterbuben werden, so handelt es sich eben um keine Herrenmoral, sondern um eine Lotterbubenmoral.«

Dr. Julius Duboc (Anti-Nietzsche S. 46).

»Sein Werk war aussichtslos, weil ihm als sittliche Kraftquelle nur sein eigenes isoliertes Ich übrig blieb, das er künstlich gegen die Befruchtung durch den Geist Gottes, der Natur und Geschichte beseelt, abgesperrt hatte. Damit hat er sich das Verständnis der Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft verschlossen, er hat einen Titanenkampf geführt mit Gemeinheit, Roheit und Schwäche in und um sich, und, nicht ohne eigene Schuld, keine Helfer dabei gefunden, so dass er frühzeitig ein hoffnungs- und haltloser, gebrochener Mann geworden ist.«

Hans Gallwitz (Preuss. Jahrb. 1898).

Abkürzungen:

J. = »Jenseits von Gut und Böse«, 6. Auflage, 1896.
GM. = »Zur Genealogie der Moral«, 3. Auflage, 1894.
Gd. = »Götzendämmerung«, 5. Auflage, 1896.

Die Zahlen bedeuten die Seiten dieser Auflagen.

WAS IST WAHRHEIT?

»Ich gehöre nicht zu denen, die man nach ihrem Warum fragen darf.«
(Zar. S. 186.)

Nietzsche beginnt das erste seiner wesentlich polemischen Werke (die eine weitere Ausführung und Verschärfung des »Zarathustra« bilden), das Buch »Jenseits von Gut und Böse«, mit einem Kampfe gegen die Wahrheit. »Die Wahrheit« ist ein abstrakter Begriff, der für sich allein, ohne nähere Bestimmung, keinen Inhalt hat. Es kann nur eine Wahrheit bestimmter Gedanken oder Aussagen geben, und wenn man nach Wahrheit strebt, den Willen zur Wahrheit hat, so will man erfahren, ob bestimmte Gedanken oder Aussagen wahr oder falsch sind. »Was in uns,« fragt Nietzsche (J. 9), »will eigentlich ‚zur Wahrheit'?« Einfach die Erkenntnis des Irrtums. Erkennen wir z. B., daſs die Aussagen A und B unvereinbar sind, einander diametral widersprechen, so wollen wir wissen, was denn das Wahre ist, ob A oder B oder am Ende gar keines von beiden, sondern C. Das ist Streben nach Wahrheit, das der Wille zur Wahrheit. Nietzsche fragt nach dem Werte dieses Willens und spricht die merkwürdigen Worte: »Gesetzt, wir wollen Wahrheit; warum nicht lieber Unwahrheit? und Ungewiſsheit? selbst Unwissenheit?« (J. 9.) Man kann immer nur das wollen, dessen Gegen-

teil man kennt, oder dessen Mangel man fühlt, was dasselbe ist, z. B. essen nur, wenn man den Hunger, trinken nur, wenn man den Durst kennt oder fühlt. Unwahrheit könnte man also nur wollen, wenn man die Wahrheit, Ungewiſsheit, wenn man die Gewiſsheit, Unwissenheit, wenn man das Wissen kennt. Alle diese drei Ziele aber könnte nur ein Wahnsinniger wollen! Haben wir z. B. erkannt, daſs $3 \times 3 = 9$, daſs die Sonne heiſs, der Schnee weiſs ist, daſs alle Vögel Federn haben und Eier legen, daſs Berlin an der Spree und Paris an der Seine liegt, daſs Caesar ermordet, daſs Napoleon bei Leipzig geschlagen wurde, — wie wäre es denkbar, daſs uns ein Verlangen käme, Ansichten zu gewinnen, die diesen oder anderen dieser Art widersprechen? Wahrscheinlich dachte aber Nietzsche gar nicht an ausgemachte, bewiesene, sondern nur an behauptete Wahrheiten! Solche sind jedoch keine Wahrheiten, sondern bloſs Behauptungen oder Vermutungen, Hypothesen. Die Kirche z. B. betrachtet die Dreieinigkeit als eine Wahrheit; die Aufgeklärten betrachten sie als eine Erfindung. In solchen dogmatischen Fragen kann nicht absolut, sondern nur relativ, nur vom Standpunkte einer gewissen Richtung aus von Wahrheit die Rede sein, und für Nietzsche, der an kein Dogma glaubt, am allerwenigsten. So verhält es sich auch mit wissenschaftlichen Hypothesen, wie z. B. dem Darwinismus, mit historischen Streitfragen, wie z. B. der Tellsage, der Schuld oder Unschuld Maria Stuarts oder Wallensteins u. s. w. Hier kommt der Begriff der Wahrheit gar nicht in Frage; es sind Ungewiſsheiten. Es dürfte aber klar sein, daſs niemand nach solchen strebt, niemand sie will, sondern daſs jedermann in solchen Fragen nach der Wahrheit verlangt, oder, wenn für deren Gewinnung jede Aussicht schwindet, darauf verzichtet und

sein Augenmerk auf bewiesene oder beweisbare Wahrheiten lenkt. Und endlich die Wahrheit von Tatsachen im Leben! Konnte Nietzsche da im Ernste glauben, eine uns vielleicht angenehmere Täuschung würde sich auf die Dauer gegenüber einer bittern Wahrheit festhalten lassen und nicht schliefslich von dieser entlarvt werden?

Nietzsche hat sich in seinen letzten Werken zum Vorsatze gemacht, alles, was jemals den Menschen als ehrwürdig oder achtungswert gegolten hat, mit Spott und Hohn herunterzureifsen: Gott, Religion, Geist, Gemüt, Herz, Mitleid, Liebe, Ehe, Staat, Recht, Moralität und was noch alles, sogar die Wissenschaft! Weifs man dies einmal, so dürfte Nietzsche eigentlich gar nicht ernst genommen werden, und es wäre überflüssig, gegen ihn zu schreiben, wenn nicht seine verkehrten und gefährlichen Lehren eine Schule teils verblendeter, teils frivoler Menschen »herangezüchtet« hätten (um eines seiner Lieblingswörter zu brauchen), von der aus ein verderblicher Hauch über die Welt sich ausbreitet. Leider können die verblendeten und wollen die frivolen Nietzscheaner die bodenlose Oberflächlichkeit der Urteile ihres Meisters und die kecke Stirne, mit der er jene in die Welt setzte, nicht durchschauen, und es werden fortdauernd die wirren Phantasmen eines Wahnsinnigen, der dies bereits seit dem Beginne des Zarathustra teilweise war, als »tiefe« Weisheit angestaunt!

Schon der eine Satz beweist die Richtigkeit dessen, was wir hier sagten, der nämlich, in dem Nietzsche (J. 12 f.) sagt: »dafs die falschesten Urteile uns die unentbehrlichsten sind, dafs ohne ein Geltenlassen der logischen Fiktionen, ohne ein Messen der Wirklichkeit an der rein erfundenen Welt des Unbedingten, Sichselbst-Gleichen, ohne eine beständige Fälschung der Welt durch die Zahl der Mensch

nicht leben könnte, — dafs Verzichtleisten auf falsche Urteile ein Verzichtleisten auf Leben, eine Verneinung des Lebens wäre.«

Welche falschen Urteile sollen zum Leben notwendig sein? Wenn das nicht herausgesagt und begründet werden kann, so ist und bleibt es Unsinn! Das merken jedoch die Nietzscheaner nicht; denn des »Meisters« kataraktartiger Wortschwall verhindert sie am ruhigen Denken, und so übersehen sie die zwischen bogenlange Erörterungen über nichts eingestreuten Giftbrocken und denken: »Da Alles tief ist, so mufs auch das Einzelne tief sein.«

Durch seinen blinden Eifer gegen alle Wahrheit ist indessen Nietzsche dahin gelangt, selbst an dem, was sonnenklar erwiesen ist, irre zu werden und es keck wegzuleugnen. Er sagt (J. 22), Kopernikus habe uns überredet (!), zu glauben, wider alle Sinne, dafs die Erde nicht feststeht.« — Gegen alle Sinne? Bieten denn die Sinne jemals die Wahrheit dar? Ist nicht alles, was sie uns vorspiegeln, trügerisch? Sind etwa Gegenstände, die wir in der Ferne sehen, so klein, wie sie uns erscheinen? Bewegen sich etwa Bäume und stehende Eisenbahnzüge, an denen wir vorbeifahren? Folgt etwa der Donner dem Blitze wirklich nach, wie wir meinen? Und so ist auch die scheinbare Bewegung der Weltkörper um die Erde nur eine Sinnestäuschung, nicht eine Sinneswahrnehmung!

Die Sinne müssen stets durch die forschende Wissenschaft korrigiert und erläutert werden. Erst dann werden uns ihre Bilder zur Wahrheit. Die Entdeckung des Kopernikus ist denn auch durch Sinneswahrnehmungen mittels des Fernrohrs und durch astronomische Berechnungen bestätigt worden; nur sind wir über ihn hinausgeschritten, indem wir erkannt haben, dafs auch die Sonne

nicht still steht, sondern sich wie alle sogenannten Fixsterne bewegt. Selbst Nietzsche, der sich bekanntlich aus Widersprüchen nichts macht, hat dies anerkennen müssen, da wo er (J. 208) die Bewegung der Sonne gegen das Sternbild des Herkules begrüfst (darüber weiter unten noch ein Wort). Trotzdem ist er später auf seine Polemik gegen Kopernikus zurückgekommen, indem er (GM. 190) sagt: »Ist nicht gerade die Selbstverkleinerung des Menschen, sein Wille zur Selbstverkleinerung seit Kopernikus in einem unaufhaltsamen Fortschritte? Ach, der Glaube an seine Würde, Einzigkeit, Unersetzlichkeit in der Rangabfolge der Wesen ist dahin, er ist Tier geworden, er, der in seinem früheren Glauben beinahe Gott war . . . Seit Kopernikus scheint der Mensch auf eine schiefe Ebene geraten — er rollt immer schneller nunmehr aus dem Mittelpunkte weg — wohin? ins Nichts? . . .« Nein, der Mensch ist auf keine schiefe Ebene geraten, wenn er der Wahrheit in Hinsicht auf die Ordnung im Weltall näher kommt; aber Nietzsche rutscht auf der schiefen Ebene seiner Vorurteile immer tiefer hinab in das Nichts der von ihm gepriesenen Unwahrheit, Ungewifsheit und Unwissenheit.

Denn es ist gewifs für diesen »freiesten aller Geister« (wofür er sich hielt) ein kolossales Vorurteil, dafs der Mensch des Planetchens Erde das höchste Wesen im gesamten Weltall sein müsse! Und hatte er ganz vergessen, dafs er im »Zarathustra« (oben S. 14) den Menschen als Abkömmling des Affen, als »ein Gelächter und eine schmerzliche Scham« für den hypothetischen Übermenschen behandelte? War das nicht eine weit tiefere Herabwürdigung des Menschen, als sie dadurch, dafs sein Planet nicht der Mittelpunkt der Welt ist, bewirkt worden sein soll? Er, der, wie wir weiterhin sehen werden, 99 Hundertstel, vielleicht noch

mehr, dieser »Halbgötter« zu rechtlosen Sklaven erniedrigen wollte, durfte er von Würde des Menschen als solchen auch nur ein Wort sagen?

Hat wohl Nietzsche, fügen wir bei, den geheimen Gedanken gehegt, dafs in dem Zukunftsreiche des Übermenschen die vorkopernikanische Weltanschauung wieder hergestellt werden sollte? Wir halten dies für sehr wahrscheinlich und dem Gebahren der geträumten künftigen Herrenrasse durchaus angemessen. —

Wie leichtfertig und gedankenlos Nietzsche mit der Wahrheit umsprang, mögen folgende Stellen seiner Werke zeigen, in denen er sich nach Belieben bald zu Gunsten, bald zu Ungunsten der Wahrheit aussprach.

I. Stellen, welche die Wahrheit feiern:

»Wahrheit reden und gut mit Bogen und Pfeil verkehren, so dünkte es jenem Volke zugleich lieb und schwer, aus dem mein Name kommt (den Persern, Zar. S. 85).«

»Niemand lügt so viel als der Entrüstete.« (J. 46.)

»Was liegt dem Weibe an Wahrheit? Seine grofse Kunst ist die Lüge!« (J. 192.)

»Es ist ein Grundglaube aller Aristokraten, dafs das gemeine Volk lügnerisch ist. ‚Wir Wahrhaftigen', so nannten sich im alten Griechenland die Adeligen.« (J. 240, ähnlich GM. 23 f.)

II. Stellen, welche die Wahrheit verwerfen:

»Gesetzt wir wollen Wahrheit; warum nicht lieber Unwahrheit? und Ungewifsheit? selbst Unwissenheit?« (J. 9.)

»Ja, was zwingt uns überhaupt zur Annahme, dafs es einen wesentlichen Gegensatz von ‚wahr' und ‚falsch' giebt?« (J. 55.)

»Unsere Gebildeten von heute, unsere ‚Guten' lügen nicht, das ist wahr; aber es gereicht ihnen nicht zur Ehre.« (GM. 169.)

»Nichts ist wahr, alles ist erlaubt; wohlan, das war Freiheit des Geistes, damit war der Wahrheit selbst der Glaube gekündigt.« (GM. 185.)

»Aber wie, wenn nichts sich mehr als göttlich erweist, es sei denn der Irrtum, die Blindheit, die Lüge, — wenn Gott selbst sich als unsere längste Lüge erweist?« (GM. 186 f.)

Dafs etwa in der einen dieser beiden Gruppen von Stellen unter der Wahrheit etwas anderes gemeint wäre als in der andern, läfst sich in keiner Art nachweisen. —

Es wäre unglaublich, wenn es nicht schwarz auf weifs stände, dafs Nietzsche auf der schiefen Ebene seiner Verneinung der Wahrheit bereits von der Unwahrheit durch die Unwissenheit zur Dummheit herabgeglitten ist. Er sagt (J. 100), es sei ein Zeichen des starken Charakters, das Ohr auch für den besten Gegengrund zu schliefsen, »also ein gelegentlicher Wille zur Dummheit«. Das ist nun nicht etwa blofs ein verirrter Aphorismus; denn damit stimmt es wörtlich überein, wenn er (Gd. 68) sagt: »Darwin hat den Geist vergessen, die Schwachen haben mehr Geist ... Man mufs Geist nötig haben, um Geist zu bekommen, man verliert ihn, wenn man ihn nicht mehr nötig hat. Wer die Stärke hat, entschlägt sich des Geistes.« Da ist kein anderer Schlufs möglich, als dafs die »Starken« dumm sind! Es nützt Nietzsche auch nichts, den Geist zu definieren als »die Vorsicht, die Geduld, die List, die Verstellung, die grofse Selbstbeherrschung« u. s. w. Nein, dreimal nein, — Geist ist und bleibt die Fähigkeit des Schaffens! Das ändert aber die traurige Tatsache nicht,

dafs Nietzsche sogar (Gd. 78 f.) von einem »Recht auf Dummheit« spricht, wenn er dies auch zunächst als »Recht auf reine Torheit« in der Kunst (Parsifal!) erklärt.

Die oben angeführten Stellen werden aber durch eine weitere bekräftigt, in welcher Nietzsche (J. 208) »mit Vergnügen hört, dafs unsere Sonne sich gegen das Sternbild des Herkules hin bewegt, und hofft, dafs der Mensch es darin der Sonne gleich tue.« Herkules heifst aber nichts anderes als geistlose Körperstärke. (Man beachte an den Statuen dieses Heros den auffallend kleinen Kopf auf dem kolossalen Leibe!) Also eine Herrschaft von Athleten ersehnte er, der schwächliche Nietzsche! Wie wäre er dabei gefahren und wie alle geistvollen, aber nicht muskulösen Menschen? Arme und Schenkel als Ersatz des Gehirns, — wahrlich nicht übel!!!

GRÖSSENWAHN.

»Sein Licht ist trübe geworden, und der Docht ist verkohlt.«
Hans Gallwitz (Pr. Jahrb. 1898).

Nietzsche tut, wie er selbst sagt (J. 46), alles, um schwer verstanden zu werden. Er bezeichnet dies sein Streben, verglichen mit dem anderer Schriftsteller, durch fremdartige Ausdrücke, die gewiſs von seinen Anhängern ehrfürchtig angestaunt werden, ohne daſs diese darüber nachdenken oder nachforschen, woher diese geheimnisvollen Wörter stammen. Er nennt nämlich seine eigene Art zu denken und zu leben (wir verbessern hier die Orthographie): *gangâ-sroto-gati* (Sanskrit: so schnell, wie der Ganges strömt), — die der anderen Menschen aber: *kûrma-gati* (Sanskrit: so langsam, wie die Schildkröte schleicht) oder besten Falles: *mandûka-gati* (nicht *mandeika-gati*, d. h. Sanskrit: so überhüpfend, wie der Frosch springt)*). Also:

---

*) Gefällige Mitteilung von Herrn Prof. Dr. Kägi in Zürich. Ihm verdanke ich auch die interessante Auskunft, daſs diese Ausdrücke sich auf die indische Musik beziehen (wie bei uns die italienischen: allegro, andante u. s. w.). Nietzsche hat sie (sogar die Druckfehler) aus der »Reise nach Ostindien«, von Prof. Julius Jolly in Würzburg (Deutsche Rundschau 1884 und Separatabdruck daraus, S. 65) geschöpft. Die erste Auflage von »J. v. G.u. B.« erschien 1886. Gati heiſst wörtlich: Gangart habend.

Nietzsches Art, zu denken und zu leben, daher wohl auch zu schreiben, gleicht dem Laufe des Ganges und die der übrigen Menschen und Schriftsteller dem Schleichen der Schildkröte oder besten Falles dem Hüpfen des Frosches! »Bescheidener« kann man wohl nicht sein! Nietzsche verwirft ebenso (J. 58) das populäre Reden (und wohl auch Schreiben). In der strengen Wissenschaft läfst sich dies hören. Aber sind denn Nietzsches Phantasiegebilde Wissenschaft? »Jeder tiefe Denker,« sagt er (J. 268), d. h. natürlich vorab er selbst, »fürchtet mehr das Verstandenwerden als das Mifsverstandenwerden«, angeblich aus Mitgefühl, welches immer spreche: »ach, warum wollt ihr es auch so schwer haben wie ich?« Er will also nicht verstanden werden, damit andere sich nicht ebenso mit tiefen, sie quälenden Gedanken beunruhigen. Aber ums Himmelswillen, wozu schrieb er denn? Wozu gab er sich denn diese vergebliche Mühe? Entweder will man verstanden werden, oder man schreibt gar nicht, wenigstens nicht für die Öffentlichkeit. Jedes dritte ist sinnlos.

Von dem Wunsche, nicht verstanden zu werden, bis zu der Eitelkeit und Einbildung auf das Nichtverstandenwerden ist nur ein Schritt, und diesen hat Nietzsche auch getan. Es ist indessen erst der halbe Schritt, wenn er (GM. 12 f.) sagt, er lasse niemanden als Kenner seines »Zarathustra« gelten, den nicht jedes (!) seiner Worte irgendwann einmal tief verwundet und irgendwann einmal tief entzückt hat; erst dann dürfe man an seiner »sonnigen Helle, Ferne, Weite und Gewifsheit ehrfürchtig (!) Anteil zu haben das Vorrecht geniefsen.« Es bedürfe, meint er, zur Auslegung seiner Aphorismen einer Kunst der Auslegung! Dies ist wohl teilweise richtig; aber es ist zweifelhaft, ob seine Verehrer sich die Mühe genommen haben, sich diese Kunst

anzueignen. Das Blech, das sie zum Teil darüber schreiben, spricht nicht dafür.

Jene Eitelkeit und Einbildung auf das Nichtverstandenwerden ersteigt den denkbarsten Gipfel des Größenwahns da, wo Nietzsche sagt (Gd. 105): »Der Aphorismus, die Sentenz, in denen ich als der erste unter Deutschen Meister bin, sind die Formen der ‚Ewigkeit‘; mein Ehrgeiz ist, in zehn Sätzen zu sagen, was jeder andere in einem Buche sagt, — was jeder andere in einem Buche nicht sagt.«

Dann schließt er mit den Worten: »Ich habe der Menschheit das tiefste (!) Buch gegeben, das sie besitzt, meinen Zarathustra: ich gebe ihr über kurzem »das unabhängigste« (d. h. die »Umwertung aller Werte«, die bei dem ersten Teile, dem schon unzurechnungsfähigen »Antichrist«, stecken geblieben ist).

Auf der letzten Seite des letzten Buches, das noch nicht völlig der Geistesnacht verfallen ist (Gd. 114), nennt sich Nietzsche den letzten Jünger des Philosophen Dionysos, — den Lehrer der ewigen Wiederkunft!

Und die Nacht brach herein!

GEGEN SEIN VATERLAND.

»Die Deutschen — man hiefs sie einst das Volk der Denker: denken sie heute überhaupt noch?« (*Gd. 49.*)

Seit Börne und Heine hat kein Deutscher sein Vaterland so heftig geschmäht, so tief heruntergesetzt und so scharf angegriffen wie Nietzsche. Allerdings ist er halb von polnischer Abkunft; allein sein Vater war evangelischer Pfarrer, — ein Ding, das es in Polen nicht giebt. Dadurch ist er germanisiert; er sprach und schrieb stets nur deutsch, und in keinem andern Lande hat er annähernd so viel Anhänger gefunden als (leider!) in Deutschland. Dies vergilt er durch die ungerechtfertigtsten Angriffe auf sein Vaterland. Ja er wirft diesem vor, was durchaus kein Vorwurf, ja, eher ein Lob ist und sich geradezu von selbst versteht. So schmäht er (J. 47 f.) die Deutschen, sie seien des »Presto« (d. h. der Eilfertigkeit im Denken und Schreiben — *gangâ-sroto-gati?*) unfähig, der Buffo und der Satyr seien ihnen fremd, Aristophanes und Petronius unübersetzbar! Wir finden, es sei keine Schande für ein Volk, keine Spafsmacher, Lästerer und Possenreifser zu sein. Die beiden genannten antiken Schriftsteller aber sind trefflich deutsch übersetzt. Überhaupt wo giebt es Übersetzungsmeister, die den Deutschen vergleichbar wären?

Wenn Nietzsche irgend etwas an einem Deutschen mifsfiel, namentlich z. B. an Arthur Schopenhauer und Richard Wagner, von deren Gefolgschaft er mit so grofsem Lärm abgefallen ist, als wenn es eine Sache von welterschütternder Wichtigkeit wäre, ob Nietzsche Anhänger oder Gegner eines Systems oder einer Person war, so müssen für diese seine Sympathie, besonders aber Antipathie gleich die Deutschen als solche herhalten. (So J. 203 f.) Die Deutschen sind für Nietzsche nicht mehr tief, ja eigentlich nie gewesen, sondern seit Errichtung des neuen Reiches nur noch »schneidig« (J. 208 ff.). »Als ein Volk der ungeheuerlichsten Mischung und Zusammenrührung von Rassen (welches Volk ist nicht ebenfalls oder eher weit mehr eine solche?), vielleicht (sehr wissenschaftlich!) sogar mit einem Übergewicht des (welches?) vor-arischen Elements, als »Volk der Mitte« in jedem Verstande (d. h. wohl chinesenartig!), sind die Deutschen unfafsbarer, umfänglicher (?), widerspruchsvoller, unbekannter (??), unberechenbarer, überraschender, selbst erschrecklicher, als es andere Völker sich selber sind: sie entschlüpfen der D e f i n i t i o n und sind damit schon die Verzweiflung der Franzosen (die armen Franzosen sind wirklich sehr zu beklagen!). Ganz neu ist, dafs Goethe seinen Faust nach Napoleon umgedacht haben soll. Höchst komisch wirkt, dafs an den Deutschen (J. 210) die Entdeckung des Begriffs der Entwickelung lächerlich gemacht wird. Natürlich; denn der ganze Nietzsche beruht auf einer Leugnung aller Entwickelung. Bei Nietzsche springt alles schon ganz fertig aus dem Kopfe, wie Athene aus Zeus' Schädel! Er gleicht hierin den Orthodoxen, für die auch jedes Dogma von Anfang an fertig ist, sich nicht entwickelt hat. »Gutmütig und tückisch« ist Nietzsches Schlufsurteil über seine Landsleute. Was sagen seine An-

beter zu diesem Kompliment? »Bäurische Gleichgültigkeit gegen Geschmack« wird ihnen ferner vorgehalten. Der übrigen Nietzscheschen etymologischen Possen höchst würdig ist seine Ableitung des Wortes »deutsch« von »täuschen«! Eine Leichtfertigkeit, ein »presto« ohne gleichen und ohne Möglichkeit der Verantwortung! Ja, Nietzsche geht so weit, die im Mittelalter in ganz Europa üblichen und grofsenteils aus dem römischen Rechte stammenden barbarischen Strafen (GM. 65 f.), obschon sie seiner Vorliebe für Härte und Grausamkeit ausgezeichnet entsprechen, allein den Deutschen in die Schuhe zu schieben! Bekanntlich wurde bei diesen vor Einführung des römischen Rechts fast alles allzu milde mit Geldbufsen abgemacht!

Der Frage, »was den Deutschen abgeht«, widmet Nietzsche in der »Götzendämmerung« ein ganzes Kapitel (48—56). Freilich mischt er hier einiges Lob ein, das wir aber (wie alles andere in seinen Schriften, das uns nicht abstöfst) hier nicht berücksichtigen, weil wir nichts dagegen einzuwenden haben. Die Deutschen haben sich, meint er, seit beinahe einem Jahrtausend durch Alkohol, Christentum und Musik verdummt (wie gründlich!). Allerdings, der Alkohol ist tief zu beklagen; sein Verbrauch hat aber seit drei Jahrhunderten im Verhältnis zur Zunahme der Bevölkerung bedeutend abgenommen, während er bei anderen Völkern, die früher mäfsiger waren, stetig zunimmt. Das Christentum ist in Deutschland weniger dumm, d. h. wohl abergläubig, als im Süden und Westen Europas. Und die Musik! Darüber verlieren wir kein Wort!

Die deutsche Kultur soll (Gd. 51) niedergehen! Seit einigen Jahrzehnten ist in ganz Europa und Amerika die Kultur im Niedergehen. Solche Schwankungen sind aber immer vorgekommen und berechtigen zu keinem ab-

schliefsenden Urteil. Es kann und wird wieder anders werden! Der Staat, sagt Nietzsche, ist kulturwidrig (vgl. oben S. 27 ff.); seitdem Deutschland Grofsmacht, sei Frankreich (das wohl keine Grofsmacht ist??) als Kulturmacht emporgestiegen! Es ist belustigend, dieser Behauptung eine andere desselben Verfassers gegenüberzustellen. Er sagt nämlich (J. 224 f.): »In der Tat wälzt sich heute im Vordergrunde ein verdummtes und vergröbertes Frankreich, — es hat neuerdings, bei dem Leichenbegängnis Victor Hugos, eine wahre Orgie des Ungeschmacks und zugleich der Selbstbewunderung gefeiert (die emporgestiegene Kulturmacht?). So oder so, — für Nietzsche ganz egal! Deutschland habe, sagt er weiter (Gd. 52), — keinen für Europa mitzählenden Geist aufzuweisen! Welche aber Frankreich? Wir befinden uns, im ganzen Reiche der höhern Kultur, momentan in einem hoffentlich vorübergehenden Stillstande, und Deutschland ist dabei nicht schlimmer daran als andere Länder und Völker!

Eines der charakteristischen Wahrzeichen dieser Verfallsperiode (»Décadence«) ist gerade die Lehre Nietzsches seit dem Erscheinen des »Zarathustra«. Ohne das Eintreten einer »Décadence« wäre es nicht möglich gewesen, dafs ein Gehirnkranker einen solchen Anhang gefunden hätte wie Nietzsche; es wäre eine Gemeinde hypnotisierter, denkträger Leute niemals zu Stande gekommen. Nietzsche hatte also alle Ursache, die Décadence zu begrüfsen, statt sie (Gd. 104) zu schmähen.

ZUR GENEALOGIE DER MORAL.

»Es ist viel zu viel Zauber und Zucker in jenen Gefühlen des ‚für andere', des ‚nicht für mich', als dafs man nicht nötig hätte, hier doppelt mifstrauisch zu werden . . .« *(J. 53.)*

Nietzsches »Genealogie der Moral«, die sich nicht auf das diesen Titel tragende Buch beschränkt, sondern durch alle hier berücksichtigten drei Werke ihre Rolle spielt, ist eine urgeschichtliche Phantasie. Sie zeigt lediglich, wie Nietzsche, der sich um historische Forschung nicht im geringsten bekümmerte, sich die Urgeschichte vorstellte. Nur ein Hohlkopf kann sie für bare Münze nehmen; denn ihr Zweck ist lediglich, dem heifsen Wunsche Nietzsches Ausdruck zu verleihen, dafs in Zukunft eine barbarische Herrenkaste sich gegen das unterdrückte Volk alles, was ihr gut dünkt, erlauben dürfe.

Schon die erste Andeutung dieser Zukunftsphantasie (J. 51 ff.) ist vielversprechend. Nietzsche behauptet, in der prähistorischen Zeit »wurde der Wert oder Unwert einer Handlung aus ihren Folgen abgeleitet: die Handlung an sich kam dabei ebensowenig als ihre Herkunft in Betracht«; es war »die rückwirkende Kraft des Erfolgs oder Mifserfolgs, welche den Menschen anleitete, gut oder schlecht von einer Handlung zu denken«. Diese Periode nennt

Nietzsche die vormoralische und fährt dann fort: »In den letzten zehn Jahrtausenden (man beachte diese chronologische Angabe!) ist man hingegen . . . so weit gekommen, nicht mehr die Folgen, sondern die Herkunft der Handlung über ihren Wert entscheiden zu lassen.« Das ist die moralische Periode, die also nach Nietzsches Chronologie ungefähr 8000 Jahre vor Christus begonnen hätte! Nun fragen wir: was in aller Welt wissen wir denn von der Zeit vor zehn Jahrtausenden? Ja, was wissen wir überhaupt von der Moral der vorgeschichtlichen Zeit? Kann sie etwa mit Skeletten, Waffen, Hausgeräten, Schmuck u. s. w. aus der Erde hervorgegraben werden? Wir wissen von ihr, wie von allem, wovon nicht materielle Zeugnisse aufgefunden wurden, gar nichts, als was die Geschichte berichtet. Und diese lehrt, dafs sich die Moral überall nach und nach langsam entwickelt hat, dafs sie nicht zu einer bestimmten Zeit entstanden ist, und dafs das vor- oder besser unmoralische Element durch sie keineswegs ganz beseitigt wurde, sondern neben ihr, als Atavismus aus vorgeschichtlicher Zeit, fortlebte und noch heute fortwirkt. Nietzsche möchte es aber unter einem neuen Namen zum künftig herrschenden Element werden sehen! Er nennt die moralische Periode einen verhängnisvollen neuen Aberglauben, ein Vorurteil, sich selbst und seine Anhänger Immoralisten. Er hält es für eine Notwendigkeit, »uns nochmals über eine Umkehrung und Grundverschiebung der Werte schlüssig zu machen«; er verlangt eine dritte, aufsermoralische Periode, in welcher das Handeln aus Absicht wegfallen und nur das unabsichtliche Wert haben soll. Die Absichtenmoral stellt er auf gleiche Stufe wie die Astrologie und Alchemie! Was aber nach ihrer »Überwindung« an ihre Stelle treten soll, das bleibt, wie alles bei Nietzsche, un-

klar, — ebenso unklar wie der Grund, der die Menschheit dazu bewegen soll, mit ihrer bisherigen Moral zu brechen und eine neue mit dem Schlagworte der Unabsichtlichkeit an ihre Stelle zu setzen. Nach unserer Meinung und gewifs auch nach derjenigen der meisten unbefangenen civilisierten Menschen ist ein Bedürfnis dazu nicht vorhanden, und nicht nur das, sondern Nietzsches Verlangen ist geradezu unsinnig. Denn bei einer unabsichtlichen Handlungsweise fällt alle Verantwortlichkeit weg. Ohne Verantwortlichkeit aber giebt es keine Moral und daher auch keine Immoralität. Wenn ich z. B. jemandem das Leben unabsichtlich rette, bin ich nach Nietzsche zu loben, wenn ich es aber absichtlich tue, dann nicht, wenn nicht gar zu tadeln. Damit geriete man in die bodenlosesten Verkehrtheiten! In noch grössere aber, wenn gefragt wird, wie die schlechten, d. h. verderblichen und schädlichen Handlungen, z. B. etwa das Gegenteil einer Lebensrettung — eine Tötung —, zu beurteilen sein sollen! Haben denn die etwa auch einen Wert? Oder etwa einen Unwert? Und fiele auch dieser bei der Absicht weg? Oder? . . .

Leider schweigt Nietzsche hierüber. Er mochte seine Gründe haben, an dieser Stelle nicht Farbe zu bekennen; er tut es aber an anderen Stellen und mit anderen Worten, aus denen für den denkenden Leser klar genug hervorgeht, dafs die Handlungen, die wir den guten entgegensetzen, für ihn denselben Wert, wenn nicht einen höhern haben als die, welche wir gut nennen. So erklärt er sich schon gleich nach jener Stelle (J. 53) als den ingrimmigsten Feind aller »Gefühle der Hingebung, der Aufopferung für den Nächsten«, sowie der »ganzen Selbstentäufserungsmoral«. Und an einem andern Orte (Gd. 87) meint er gar: »Die starken Zeiten, die vornehmen Kulturen sehen im

Mitleiden, in der ‚Nächstenliebe', im Mangel an Selbst und Selbstgefühl etwas Verächtliches.« Wir fragen aber: Giebt es überhaupt eine andere Moral als die der Nächstenliebe? Das Ich bedarf keiner Liebe; es hilft sich von selbst. Wie kann man Gutes tun, wenn man es nicht anderen tut? Ist etwa das Selbstgefühl, welches sogar das Tier hat, ein Verdienst und nicht vielmehr von Natur gegeben? Ist gar die alleinige Rücksicht auf sich selbst etwa nicht gleichbedeutend mit der Schädigung anderer? Anderen zum eigenen Schaden Gutes tun, wird ohnehin niemandem einfallen, ausgenommen aus vollständigster Gedankenlosigkeit; man braucht es daher auch nicht einzuschärfen. Eine Predigt des Egoismus, wie sie Nietzsche verübt, ist das Überflüssigste, was sich denken läfst, und würde nur dahin führen, das Gute überhaupt zu unterlassen. Sich selbst vernachlässigt doch wohl selten jemand, wenigstens nicht in unserer Zeit; in dieser wird ein solcher ja einfach als Schwein betrachtet. Also wozu der Lärm? Wer aber nur an sich und nicht an andere denkt und nur für sich, nicht aber für andere sorgt, wird als Egoist verachtet, als Wucherer verabscheut, als Spitzbube verhaftet und verurteilt, und das mit Recht!

Wir unsererseits sagen daher: wir wollen weder vom Egoismus, noch vom (völlig selbstlosen) Altruismus etwas wissen, sondern empfehlen die Rücksicht auf das Gemeinwohl, bei welcher sowohl dem Ich, als dem andern geholfen wird.

Mit dem nicht richtig angewandten Altruismus, der übrigens selten ganz ohne Egoismus ist, fällt das übel angewandte Mitleiden zusammen. So ferne wir davon sind, dieses als solches in allgemeiner Weise predigen zu wollen, so verwerflich erscheint uns die im gegenteiligen

Sinne und ebenso allgemein gehaltene Verdammung des Mitleidens durch Nietzsche (oben S. 63, J. 175 u. 255 ff., GM. 9 f.). Das Richtige wird sein, in solchen Dingen nicht mit allgemeinen Redensarten um sich zu werfen, sondern in jedem Falle zu prüfen, ob das Mitleiden am Platze ist, und sich selbst zu fragen, ob nicht damit eine Sucht, sich beliebt zu machen, mitspielt. Aus Nietzsche sprach in jenen Stellen die tiefe Abneigung, sich in seinem eigenen Leiden zum Gegenstande der Einmischung anderer werden zu sehen, und wir können mit ihm fühlen, wenn er (J. 258) sagt: es bestimme beinahe die Rangordnung, *wie* tief Menschen leiden können, . . . das tiefe Leiden mache vornehm, es trenne, und weiter (J. 259), was am tiefsten zwei Menschen trenne, sei ein verschiedener Sinn und Grad der Reinlichkeit. Das finden wir auch; aber diese ehrenwerten Gefühle berechtigten ihn nicht, die gesamte heutige Moral, die doch eine Sache der Entwickelung ist, nicht nur mit ihren Schatten-, sondern auch mit ihren Lichtseiten zu verwerfen und eine neue Moral, die im Gutdünken einer problematischen Herrenkaste ihre Grundlage hätte, und für deren Qualität keinerlei Garantie vorhanden ist, zu verlangen!

DIE BESTIE IM MENSCHEN.

». . . die ganzeren Menschen, was auf jeder Stufe auch so viel mit bedeutet als: die ganzeren Bestien.« (*J. 236.*)

Mit der Gleichgültigkeit des Unterschieds zwischen gut und böse begann Nietzsche seine Ethik »der Zukunft«; mit der Verherrlichung des Bösen (in unserm Sinne) und mit Verächtlichmachen des Guten (in unserm Sinne) vollendete er sie. Zuerst verhöhnt er (J. 63 ff.) die heutigen Freidenker, die »nur das allgemeine grüne Weideglück der Herde mit Sicherheit, Ungefährlichkeit, Behagen, Erleichterung des Lebens für jedermann erstreben möchten«, deren »Lieder und Lehren heifsen: Gleichheit der Rechte und Mitgefühl für alles Leidende«, die »das Leiden als etwas nehmen, das man abschaffen mufs.« »Wir Umgekehrten« (wäre nicht besser: Verkehrten?), sagt er weiter, »vermeinen, dafs der Mensch am kräftigsten in die Höhe geschossen ist unter den umgekehrten Bedingungen, . . . wir vermeinen, dafs Härte, Gewaltsamkeit, Sklaverei, Gefahr auf der Gasse und im Herzen, Verborgenheit, Stoicismus (wie kommt der in diese saubere Gesellschaft?), Versucherkunst und Teufelei jeder Art, dafs alles Böse, Furchtbare, Tyrannische, Raubtier- und Schlangenhafte am Menschen so gut zur Erhöhung der Species Mensch dient als sein Gegensatz: — wir sagen sogar nicht einmal genug, wenn

wir so viel sagen« u. s. w. Dies ist sehr charakteristisch; im gleichen Satze werden das Schlechte und das Gute (in unserm Sinne) gleichgestellt, sofort aber andeutungsweise das Schlechte über das Gute gesetzt. (Man vergleiche, was oben S. 18 u. 33 f. über den Verbrecher nach Nietzsche gesagt ist und weiter unten noch gesagt werden wird.)

Dafs, subjektiv genommen, das Böse u. s. w. zur Erhöhung des Menschen diene, dies anzunehmen, ist ja einfach Tollheit. Vielleicht aber haben allerdings, objektiv genommen, Härte, Gewalttätigkeit, Sklaverei, Teufelei u. s. w., die von bestienhaften Menschen gegen wahre Menschen ausgeübt wurden, bewirkt, dafs diese sich ermannten und sich jener erwehrten. Das ist aber nicht das Verdienst der Bestialität, sondern des Widerstandes gegen sie. Die Bestienmenschen beabsichtigten etwas ganz anderes, wenn auch nach Nietzsche die Unabsichtlichkeit den wahren Wert ihres Treibens bestimmt haben würde.

So geht denn Nietzsche immer entschiedener von der Gleichgültigkeit der moralischen und immoralischen Handlungen zur Verherrlichung der letzteren über! Die »Liebe zum Nächsten«, die doch das Einzige ist, was auf dieser Erde das Leben erträglich macht, neben der Kunst und Wissenschaft und der Religion im vernünftigern Sinne dasjenige, was dieses Leben veredelt und verschönert, diese Liebe zum Nächsten ist nach Nietzsche (J. 132 f.) »immer etwas Nebensächliches und Willkürlich-Scheinbares (was heifst das?) im Verhältnis zur Furcht vor dem Nächsten«. Diese letztere, d. h. die Furcht des Schwächern vor dem Stärkern, also die Barbarei, soll es sein, »welche wieder neue Perspektiven der moralischen Wertschätzung schafft«, d. h. die bisher geltenden Begriffe von gut und böse umkehrt, dem Bösen in unserm Sinne die Herrschaft zu-

wendet. »Gewisse starke und gefährliche Triebe«, fährt Nietzsche fort, »wie Unternehmungslust, Tollkühnheit, Rachsucht, Verschlagenheit, Raubgier, Herrschsucht, die bisher (d. h. in früherer, barbarischer Zeit) in einem gemeinnützigen Sinne nicht nur — unter anderen Namen — geehrt, sondern grofsgezogen werden mufsten, weil man ihrer in der Gefahr des Ganzen gegen dessen Feinde bedurfte, werden nunmehr (d. h. in unserer, der civilisierten Zeit) in ihrer Gefährlichkeit doppelt stark empfunden und schrittweise, als unmoralisch, gebrandmarkt und der Verleumdung (!) preisgegeben. Jetzt kommen die gegensätzlichen Triebe und Neigungen zu moralischen Ehren; der Herdeninstinkt zieht, Schritt für Schritt, seine Folgerung« u. s. w.*).

Wem hieraus nicht klar wird, dafs Nietzsche in moralischer Beziehung barbarische Zeiten zurückwünscht, und dafs überhaupt seine »aufsermoralische« Periode nur eine Wiederherstellung der »vormoralischen« wäre, den zu belehren müssen wir freilich verzichten.

Dies wird noch deutlicher da, wo Nietzsche sagt (J. 235 ff.), jede Erhöhung des Typus »Mensch« sei bisher das Werk einer aristokratischen Gesellschaft gewesen, und so werde es immer sein, und gleich auf der nächsten Seite erklärt: »Die vornehme Kaste war im Anfang immer die Barbarenkaste: ihr Übergewicht lag nicht vorerst in der physischen Kraft (doch!!), sondern in der seelischen (?), — es waren die ganzeren Menschen, was auf jeder Stufe (also auch auf der höchsten!) auch so viel mit bedeutet als die

*) Wir mufsten hier und anderswo die langatmigen Perioden Nietzsches etwas abkürzen, haben jedoch sorgfältig vermieden, hierdurch den Sinn im geringsten zu verändern. Es war deshalb notwendig, Nietzsches Parenthesen wegzulassen, da wir in solche unsere Bemerkungen einschliefsen.

ganzeren Bestien (!!!).« Dieses rohe Wort ist ein Lieblingsausdruck in den Schriften des im Leben doch bekanntlich feinen und höflichen Nietzsche! Und der Gebrauch dieses Wortes ist ein vollgültiger Beweis, dafs er mit seinen socialen Idealen nichts im Sinne der Kultur Gutes, nichts Humanes meinen konnte. Denn er stellt der »Bestie« nichts entgegen! Er verwirft vielmehr den Gegensatz der Bestialität, die Humanität, wie wir noch sehen werden.

Nietzsche nennt in seiner phantastischen, in dieser Art nie dagewesenen Urgeschichte niemals bestimmte Zeiten; bezieht er sich auch oft auf frühere Perioden, so kann doch jeder denkende Leser deutlich daraus entnehmen, dafs er diese Zeiten sehnlichst zurückwünschte. So, wenn er weiter ausführt (GM. 37 ff.), die Guten nach seinem Sinne, d. h. die Vornehmen, Mächtigen, Herrschenden, seien für jene, die sie nur als Feinde kennen lernten, auch nur böse Feinde gewesen; sie, unter sich die rücksichtsvollsten, treuesten Freunde, hätten sich nach aufsen, gegen Feinde, nicht viel besser als losgelassene Raubtiere gezeigt, — Mord, Brand, Schändung, Folterung so leicht verübt wie etwa Studentenstreiche u. s. w., und dann hinzufügt: »Die vornehmen Rassen sind es, welche den Begriff Barbar auf all den Spuren hinterlassen haben, wo sie gegangen sind; noch aus ihrer höchsten Kultur (man beachte dies!) heraus verrät sich ein Bewufstsein davon und ein Stolz (!) selbst darauf.« Nietzsche rühmt weiter »diese Kühnheit vornehmer Rassen, . . . ihre Gleichgültigkeit und Verachtung gegen Sicherheit, Leib, Leben, Behagen, ihre entsetzliche Heiterkeit und Tiefe der Lust in allem Zerstören, in allen Wollüsten des Sieges und der Grausamkeit« u. s. w. Aus jedem Wort spricht das Wohl-

gefallen am Inhalte deutlich genug! Aus keiner Silbe aber ein Abscheu davor!

In der Angabe, wen er mit diesen so wohlgefällig geschilderten und auch nicht mit einem Wörtchen getadelten »vornehmen Barbaren« meint, ist sich Nietzsche durchaus nicht klar. An einer der angeführten Stellen nennt er ausdrücklich die Goten und Vandalen. Gleich darauf erweitert er jenen Begriff auf die Germanen der Völkerwanderung, die er zweimal als die »blonden Bestien« bezeichnet und behauptet, das Entsetzen, das ihr Wüten in Europa verbreitete, habe immer noch einen Nachklang in dem »tiefen eisigen Mifstrauen, das der Deutsche erregt, sobald er zur Macht kommt, auch jetzt wieder«. Eine Seite vorher aber erweitert er die »blonde Bestie« aufser den Germanen auch auf homerische Helden, die wohl nur teilweise, sowie auf den Adel der Japaner und Araber, die niemals blond waren. Das Auffallendste ist aber, dafs er alle Greuel der Völkerwanderung auf seine Stammesgenossen, die Germanen, häuft, deren »Wüten« von dem der asiatischen, keineswegs vornehmen Hunnen um das hundertfache übertroffen und grofsenteils ihnen, den Germanen, fälschlich zugeschrieben wurde. Warum nun nannte Nietzsche die Hunnen nicht? Weil es ihm nicht in den Kram pafste! Weil er sich hätte schämen müssen, diese erzplebejischen, schmutzigen, schiefäugigen Mongolen für vornehm auszugeben*). Weil mit ihnen seine Vermengung der Begriffe »Barbar« und »vornehm« zusammenbräche. Weil er hätte gestehen müssen, dafs es unter den

*) Das Nämliche gilt natürlich auch von den mongolischen Horden Dschingischans und Timurlenks, deren Züge durch Totengebeine, Schädelpyramiden und verwüstetes Land bezeichnet waren.

Gemeinen weit mehr Barbarei gab als unter den Vornehmen, ja eigentlich nur unter jenen allein, wenn man »vornehm« nicht als Standes-, sondern als Seeleneigenschaft auffaſst. Weil es schlieſslich darauf hinaus gekommen wäre, daſs »Barbar« und »vornehm«, weit entfernt zusammenzufallen, vielmehr unvereinbare Begriffe sind! Wer hat denn die früheren Christen-, die späteren Judenhetzen, die Inquisition, die Hexenprozesse und die Schreckenszeit der französischen Revolution in Scene gesetzt, — die Vornehmen im wahren Sinne oder der Pöbel? Man sieht leicht, daſs Nietzsche gerade die, welche er erheben will, auf das schmählichste als Barbaren verleumdet!

Damit man ja nicht im unklaren bleibe, was Nietzsche anstrebte, erklärt er sich (J. 237 f.) dahin, sobald man das Prinzip, sich gegenseitig der Verletzung, der Gewalt, der Ausbeutung zu enthalten, seinen Willen dem des andern gleich zu setzen, als Grundprinzip der Gesellschaft nehmen wollte, so würde es sich sofort erweisen als Wille zur Verneinung des Lebens, als Auflösungs- und Verfallsprinzip. Denn »Leben selbst ist«, sagt er, »wesentlich Aneignung, Verletzung, Überwältigung des Fremden und Schwächeren, Unterdrückung, Härte, Aufzwängung eigener Formen, Einverleibung und mindestens, mildestens Ausbeutung«. Diesen Worten sei, fügt er hinzu, von alters her eine verleumderische (!) Absicht eingeprägt. Also die armen Ausbeuter sind verleumdet worden! Wie sie doch zu beklagen sind! »Die ‚Ausbeutung', « fährt er fort, »gehört nicht einer verderbten oder unvollkommenen und primitiven Gesellschaft an; sie gehört ins Wesen des Lebendigen, als organische Grundfunktion; sie ist eine Folge des Willens zur Macht, der eben der Wille des Lebens ist.« Wucherer und andere Menschenschinder mögen Nietzsche eine Lorbeerkrone

widmen. »Ach, er meint es ja nicht so,« hören wir flöten. Ja, wie denn, ihr Zarathustra-Musikanten? . . .

»An sich,« sagt Nietzsche an anderer Stelle (GM. 84 f.), »kann natürlich (?) ein Verletzen, Vergewaltigen, Ausbeuten, Vernichten nichts ‚Unrechtes' sein, insofern das Leben essentiell, [nämlich in seinen Grundfunktionen, verletzend, vergewaltigend, ausbeutend, vernichtend fungiert und gar nicht gedacht werden kann ohne diesen Charakter«; denn »vom höchsten biologischen Standpunkte aus dürfen Rechtszustände immer nur Ausnahmezustände sein«.

Nietzsche spielt hier mit Worten, um sein Ideal der Härte und Grausamkeit zu beschönigen. Was geht es uns denn an, dafs in der Natur das Leben jenen Charakter hat? Es handelt sich hier doch um die menschliche Gesellschaft. Wozu sind wir denn denkende Wesen, wenn wir nicht die Natur verbessern, leiten, lenken und unsern Verstand dazu anwenden, zu bewirken, dafs innerhalb der Menschheit das Leben einen besseren und edleren Charakter erhält als in der blind waltenden Natur? Schon der Ausdruck »Ausbeutung« zeigt aber, dafs Nietzsche seinen Begriff vom Leben nicht auf die Natur beschränkt, sondern auf die Menschheit ausdehnen möchte; denn Ausbeutung giebt es nur unter Menschen, und zwar unter menschenfeindlichen Menschen!

Nach diesen Ausführungen kann es denn nicht mehr zweifelhaft sein, dafs da, wo Nietzsche von der Grausamkeit spricht, es sich im Grunde um deren Verherrlichung handelt. »Fast alles,« sagt er (J. 186 f.), »was wir ‚höhere Kultur' nennen, beruht auf der Vergeistigung und Vertiefung der Grausamkeit.« Um dies zu beweisen, wirft er alles Mögliche zusammen, wirkliche und blofs bildlich so zu nennende Grausamkeit, nämlich Gladiatoren- und Tier-

kämpfe, Scheiterhaufen und Stiergefechte, mit der doch gewifs nicht als Grausamkeit empfundenen Wirkung der Tragödie und anderer geistiger Schöpfungen! Den Gipfel aber erreicht jene Verherrlichung der Grausamkeit, wenn Nietzsche, nachdem er (GM. 70 ff.) jene wirklichen und angeblichen Grausamkeiten wiederholt hat, mit sichtlichem Wohlbehagen die Sentenz aufstellt: »Leiden sehen tut wohl, Leiden machen noch wohler — das ist ein harter Satz, aber ein alter mächtiger menschlich-allzumenschlicher Hauptsatz.« Nachdem er die Affen (!) als Beispiel angeführt, schliefst er: »Ohne Grausamkeit kein Fest: so lehrt es die älteste, längste Geschichte des Menschen — und auch an der Strafe ist so viel Festliches!« Und auf derselben Seite (72): »Damals, als die Menschheit sich ihrer Grausamkeit noch nicht schämte (!), war das Leben heiterer (!) auf Erden, als jetzt, wo es Pessimisten giebt.« Die Freude an der Grausamkeit soll wohl gar Optimismus sein! Wie schade, dafs jene heiteren Zeiten vorüber sind! Da spricht doch das Bedauern aus jedem Worte!

Wollte man etwa jenen menschenfeindlichen Satz vom Leidensehen und Leidenmachen nur auf eine barbarische Vergangenheit beziehen, so fällt diese Annahme mit der ganz allgemein gehaltenen, in die Form der gegenwärtigen Zeit gebrachten Aufstellung jenes Satzes dahin. Es stimmt dies genau mit der vorher erwähnten Lobeserhebung auf Härte und Barbarentum überein, die ja nach Nietzsches Ansicht vornehm sein sollen, obschon sie in Wahrheit pöbelhaft sind. Nietzsche sagt auch nirgends mit einem einzigen Worte, dafs die von ihm so wohlgefällig betrachtete Roheit und Grausamkeit sich nur auf ältere Zeiten beziehe und nicht auf neuere anwendbar sei, und ebensowenig, dafs er eine Milderung oder gar Auf-

hebung jenes barbarischen Treibens für die Zukunft erhoffe! Im Gegenteil! Ausdrücklich erklärt er (GM. 87), die »Opferung« der Menschheit als Masse zum »Gedeihen einer einzelnen stärkeren Species« wäre ein Fortschritt, womit er sich doch gewifs auf die Zukunft bezieht, und Opferung ist sicherlich keine milde Vornahme! Überall kann er auch nicht genug die humanen Anschauungen und Sitten der Gegenwart als Schwäche und Verweichlichung verspotten (davon weiter hinten mehr). Und doch ist unsere Zeit mit ihrem Aufschwung im Kriegswesen (so wenig wir dieses als Kulturfortschritt betrachten) und in allerlei Sport weit weniger schwach und verweichlicht als andere Zeiten, z. B. die des römischen Kaiserreichs kurz vor dessen Ende und des 18. Jahrhunderts vor der französischen Revolution!

Es waltet übrigens ein bedeutender Unterschied zwischen den einzelnen Erscheinungen, die Nietzsche als Grausamkeit zusammenwirft. Der Scheiterhaufen und die Guillotine z. B., die doch vorzugsweise dem Pöbel gefielen, hatten nicht das Leiden, sondern die Vernichtung religiöser und politischer Gegner zum Zwecke. Die angebliche geistige Grausamkeit in Tragödie (auch in Roman und Legende) hat doch einen ganz andern Charakter als die körperliche und will nicht leiden machen, sondern im Gegenteil Wohlgefallen erregen, und man würde sie nicht geniefsen, wenn man sie als Grausamkeit empfände!

Eine andere Art von »Grausamkeit« bekämpft freilich Nietzsche (GM. 106 ff.), nämlich die religiöse Selbstquälerei, weil er ja überhaupt jede Religion bekämpft, und hier braucht er auch ausnahmsweise das Wort »Bestie« (und »Bestialität«) im tadelnden, statt im lobenden Sinne. Da auch wir diese Sache verwerfen, wenn uns auch das

von Nietzsche dabei verwendete Pathos überflüssig scheint, weil die Beteiligten nur Genufs dabei empfinden, gehen wir darüber hinweg und führen blofs Nietzsches Schlufssatz an: »Im Menschen ist so viel Entsetzliches . . . Die Erde war zu lange schon ein Irrenhaus.« Hätte Nietzsche die erste Hälfte dieses Doppelsatzes früher richtig und wahr empfunden, so würde die zweite Hälfte nicht auf ihn selbst Anwendung gefunden haben!

Wer noch daran zweifelt, dafs für Nietzsche die Grausamkeit und Bestialität von Seite Höherstehender gegenüber Geringeren einen löblichen Charakter hat, erbaue sich an folgendem Satze (J. 127): »Man mifsversteht das Raubtier und den Raubmenschen, z. B. Cesare Borgia, gründlich, man mifsversteht die ‚Natur', so lange man nach einer ‚Krankhaftigkeit' im Grunde dieser gesündesten aller tropischen Untiere (Borgia tropisch!) und Gewächse sucht, oder gar nach einer ihnen eingeborenen ‚Hölle' —: wie es bisher fast alle Moralisten getan haben.« Borgia, dieses Scheusal, dieser vielfache Mörder und Giftmischer, dieser Sohn des schlechtesten Papstes, — gesund???*). Soweit kann die Versessenheit auf Begriffsverwirrungen gehen! Und dann noch die Verteidigung der Verehrung dieses Unmenschen (Gd. 85 f.)! Nietzsche nahm es nämlich sehr übel, dafs man ihn getadelt hatte, Cesare Borgia als »höheren Menschen«, als eine Art Übermensch hinzustellen. Er mufs ihn also wirklich als solchen betrachtet haben. Und da ein Recensent ihm vorwarf, er beantrage mit »J. v. G. u. B.« die Abschaffung aller anständigen Gefühle, hatte er darauf keine andere Antwort als »sehr

*) Man lese doch über diesen Menschen die Geschichte nach! Wir können sie hier nicht einmal im Umrisse geben, so wenig Raum hätten wir für seine Schandtaten!

verbunden«. Von einer Widerlegung des Vorwurfs keine Spur! Im Gegenteil! Nietzsche sagt a. a. O.: »Zweifeln wir nicht daran, daſs wir Modernen mit unserer dickwattierten Humanität, die durchaus an keinen Stein sich stoſsen will, den Zeitgenossen Cesare Borgias eine Komödie zum Todlachen abgeben würden.« Aus dieser Wortwahl geht doch klar hervor: Nietzsche findet die Entrüstung über das Treiben von Unmenschen zum Todlachen! Sind das etwa »anständige Gefühle«?

HERREN- UND SKLAVENMORAL.

»Die beiden entgegengesetzten Werte ,gut und schlecht', ,gut und böse' haben einen furchtbaren, Jahrtausende langen Kampf auf Erden gekämpft.«
(GM. 50.)

»Ein Volk ist der Umschweif der Natur, um zu 6, 7 großen Männern zu kommen.« *(J. 102.)*

Die hauptsächlichste Behauptung Nietzsches auf dem Gebiete der Moral ist die: »Es giebt Herrenmoral und Sklavenmoral.« Er fügt jedoch sofort hinzu, dafs in allen höheren und gemischteren Kulturen auch Versuche der Vermittelung beider Moralen zum Vorschein kommen, noch öfter das Durcheinander derselben und gegenseitige Mifsverstehen, ja bisweilen ihr hartes Nebeneinander sogar im selben Menschen, innerhalb einer Seele (J. 239 ff., GM. 23 ff., 50 ff.). Mit dieser Beschränkung fällt die ganze Behauptung zusammen. Denn die niederen und ungemischteren Kulturen kennen überhaupt keine Moral in unserem Sinne; ihre moralischen Begriffe richten sich nur nach dem Gesichtspunkte des Ichs; für jeden einzelnen ist gut, was ihm vorteilhaft, und böse, was ihm nachteilig ist. Will uns etwa Nietzsche diese Moral der unkultiviertesten Stämme beliebt machen und die Rückkehr zu ihren Zuständen em-

pfehlen? Es scheint gerade so; denn wenn er selbst zugiebt, daſs in allen höheren und gemischteren Kulturen Herren- und Sklavenmoral sich bis zur Unkenntlichkeit vermischen, so heiſst das offenbar, daſs dieser Unterschied in den Kulturen, zu denen die unsrige gehört, gar nicht existiert und daſs diese Kulturen daher nicht nach seinem Geschmacke sind, was er übrigens wiederholt ausdrücklich erklärt. Eine Moral, wie sie sein Ideal ist, eine solche nämlich, bei der »die Herrschenden es sind, die den Begriff ‚gut' bestimmen«, einen Begriff, der »als das Auszeichnende und die Rangordnung Bestimmende empfunden werde«, ist gar keine Moral; denn sie beruht nicht auf Grundsätzen, sondern bloſs auf Willkür. Wenn »gut« soviel bedeutet wie vornehm und sein Gegensatz »schlecht« soviel wie verächtlich, und wenn als verächtlich näher bezeichnet wird der Feige, der Ängstliche, der Kleinliche, der an die enge Nützlichkeit Denkende, der Miſstrauische, der sich Erniedrigende, »die Hundeart von Mensch«, die sich miſshandeln läſst, der bettelnde Schmeichler, vor allem der Lügner*), so ist das durchaus keine Frage der Moral; denn alle schwereren Verletzungen der Moral, wie Mord, Raub, Diebstahl, Schändung, Brandstiftung u. s. w., gehören ja (wie oben S. 94 gezeigt) zu den »Tugenden« der »Herren«! Auch abgesehen davon läſst sich eine Unterscheidung, wie die von Nietzsche hier aufgestellte, bei keinem Volke und in keiner Zeit nachweisen. Bei unkultivierten Völkern giebt es wohl Standesunterschiede, aber keine Moralunterschiede. Wenn auch die Herrschenden sich alles erlauben gegenüber den Beherrschten, wenn

*) Man vergleiche dazu (oben S. 76 f.) die Verherrlichung der Lüge!

sie auch sich selbst als gut und letztere als schlecht betrachten, so ist dies durchaus nicht im moralischen Sinne zu verstehen, sondern nur im Sinne der Selbstüberschätzung und der Verachtung des niederen Volkes, also nur als Standesbewufstsein. Und die Unterdrückten in den Reichen der Unkultur haben ebensowenig moralische Grundsätze als ihre Unterdrücker. Auch sie glauben, dafs ihnen gegenüber diesen alles erlaubt sei: Hafs, Neid, Aufruhr, Empörung und im Falle des Erfolges Rache und Grausamkeit. Beide stimmen darin überein: was ich tue, ist gut, auch wenn es andere schädigt; was andere mir zuwider tun, ist schlecht oder böse. Die »feine« Unterscheidung Nietzsches zwischen diesen beiden Begriffen existiert in Wahrheit nicht.

»Es liegt auf der Hand«, behauptet Nietzsche, »dafs die moralischen Wertbezeichnungen überall zuerst auf Menschen und erst abgeleitet und spät auf Handlungen gelegt worden sind.« Das liegt gar nicht auf der Hand! Die Benennungen der Menschen, der einzelnen wie der Gruppen, sind, so weit wir es verfolgen können, von persönlichen Eigenschaften abgeleitet worden, und zwar von physischen oder solchen, die ihren Wohnort oder Rang bezeichneten. Moralische Wertbezeichnungen als solche von Menschengruppen sind schlechterdings unbekannt. »Die vornehme Art Mensch«, fährt er fort, »fühlt sich als wertbestimmend, sie hat nicht nötig, sich gutheifsen zu lassen, sie urteilt: ‚was mir schädlich ist, das ist an sich schädlich‘; sie weifs sich als das, was überhaupt erst Ehre den Dingen verleiht, sie ist werteschaffend«. Eine reine Phantasie! Eine solche Werteschaffung durch eine »vornehme Art Mensch« läfst sich nirgends nachweisen. Bekannt ist lediglich, dafs die Menschen überall, wo sie eine geistige Entwickelung durchgemacht haben, nach und nach von den

unvollkommenen Moralbegriffen einer Schätzung der Handlungen nach dem Nutzen oder Schaden des Einzelnen zu einer Schätzung derselben nach der Rücksicht auf das allgemeine Wohl vorgeschritten sind. Das ist die einzige Moralgeschichte. Es gab nicht eine vormoralische, giebt nicht eine moralische und wird nicht eine aufsermoralische Periode geben. Es giebt nur Kulturstufen, auf denen die Menschen nach und nach von geringerer zu höherer Kultur und damit auch von schlechterer zu besserer Moral vorschreiten. Auf tiefen Kulturstufen sind die Mächtigen und Herrschenden meist ebensolche Spitzbuben und Lumpen wie die Gemeinen, also keineswegs »vornehm«; auf höheren Stufen sind die für gemein gehaltenen Leute oft edler als die adligsten Herren. Eine fortlaufende Reihe stolzer und harter vornehmer Kasten, wie sie Nietzsche erfindet, ist eine lächerliche Fabelei, die sich schlechterdings auf keine Quellen berufen kann und für die auch Nietzsche selbst keine Quellen anführt, weil es keine giebt.

Das Gleiche gilt denn auch von Nietzsches ganzer moralgeschichtlicher Legende, die er seinen Lesern auftischt und die auch seine Anbeter ihm aufs Wort glauben, die Legende nämlich, dafs »gut« ursprünglich die Moral der Herrschenden bezeichnet habe, gleichviel was sie trieben, dafs dieselben die Moral der Beherrschten als »schlecht« bezeichneten, dafs dann die letzteren, mittels eines von Nietzsche aus der Luft gegriffenen sogenannten »Sklavenaufstandes in der Moral«, die sie bedrückenden Herren als »böse« und sich selbst als »gut« erklärt hätten. Dieses ganze Märchen ist absolut wertlos; nicht die mindeste Quelle ist zu seinen Gunsten aufzufinden. Nietzsches Herrenmoral ist nichts als die willkürliche Zusammenfassung der Anmafsungen und des Eigendünkels herrschender Kasten,

die durchaus kein Moralsystem aufstellten, sondern bloſs ihre Herrschaft zu befestigen suchten. Ein »Sklavenaufstand in der Moral« hat niemals und nirgends stattgefunden. Was Nietzsche so nennt, ist einfach das Durchdringen des Bewuſstseins, daſs auch Beherrschte, selbst Sklaven, Menschen seien wie andere, das aber nicht zu bestimmten Zeiten und an gewissen Orten, sondern nach und nach überall stattfand. Was Nietzsche endlich Sklavenmoral nennt, ist nur eine bösartige Karikatur auf die wirkliche, mit steigender Kultur Hand in Hand gehende Moral, die auf der Überzeugung beruht, daſs »gut« nicht das Einzelnen behagende, sondern das dem Gemeinwohl (und damit natürlich auch dem Einzelnen) förderliche und »böse« das Gegenteil davon ist, das ebensogut, nur in verschärſter Form, »schlecht« heiſsen kann und dann schwerere Fälle des Bösen, wie etwa »edel« höhere Formen des Guten bezeichnen mag. Wir möchten sagen, daſs die Guten in diesem wahren Sinne allerdings eine, aber weder auf Geburt, noch Machtausübung, noch Geldbesitz beruhende Aristokratie und die Edeln eine noch engere »Herrschaft der Besten« bilden sollten, die aber die niedriger stehenden Menschen nicht unterdrückt oder ausbeutet, wie Nietzsche es haben möchte, sondern mit Liebe und Güte zu sich heranzieht, ja sogar die wirklichen Bestien von menschlicher Gestalt zu zähmen und zu bessern sucht. —

Es ist selbstverständlich, ist im Wesen der menschlichen Natur begründet, daſs diese, einen Bestandteil der höhern Kultur ausmachende höhere Moral nicht auf einmal durchdringen konnte, daſs sie vielmehr lange Zeit, daſs sie, wie alles, eine (für Nietzsche freilich unbequeme) Entwickelung braucht. Es ist daher nur ganz natürlich, daſs wir in der Geschichte und selbst noch in der Gegen-

wart dicht nebeneinander Überbleibsel (»Überlebsel«) älterer geringerer oder gar noch schlechter neben neuerer und besserer Moral antreffen. Es ist dies eine atavistische Erscheinung, welche die buntesten und mannigfaltigsten Gestalten annimmt*). Sie ist es, die Nietzsche in seiner Ungeduld, sein Ideal einer despotischen Herrenkaste zu erleben, dazu verführt hat, wegen dieser Vermischung die ganze heute vorkommende Moral mit allen ihren Widersprüchen in Bausch und Bogen als »Sklavenmoral« zu verwerfen und die Herstellung einer in die Urzeit hineingeträumten, in Wahrheit niemals dagewesenen »Herrenmoral« herbeizusehnen.

Ja, Nietzsche nennt die heutige Moral, ohne zwischen ihren Licht- und Schattenseiten zu unterscheiden (J. 135 ff.), in noch verächtlicherer Weise »Herdentiermoral« und giebt als ihre Träger fälschlich die Demokraten, Socialisten und »Anarchistenhunde« aus. Wir protestieren gegen diese Zusammenstellung. Die Demokratie hat nichts mit der Moral, sondern nur mit der Politik zu schaffen. Der Socialismus ist eine verirrte Wirkung des immoralischen Kapitalismus und glaubt eine Unterdrückung durch eine andere (die Unterdrückung der Masse durch die des Einzelnen) heilen zu können. Die theoretischen Anarchisten sind gedankenlose Schwärmer und die praktischen einfach Verbrecher. Nietzsches Lehre ist aber selbst anarchistisch, nur mit oligarchischer Färbung! All dies geht die berechtigte und höherstrebende Moral der Kultur unserer Zeit nichts an.

---

*) Des Verfassers »Kulturgeschichte der jüngsten Zeit«, S. 451 f. Leipzig 1897.

Wie hypnotisierend diese »Nietzscheade« auf einseitige Anbeter gewirkt hat, dafür verweisen wir hier auf ein Beispiel. Max Zerbst, der überhaupt das Höchstdenkbare im Nietzsche-Kultus geleistet hat, der in seiner Streitschrift gegen Hermann Türck*), »Nein und Ja« (Leipzig 1892) S. 2, sagt: »Es kam eine grofse Sehnsucht über mich . . . nach einem ‚neuen Gotte'! . . . Ich fand ihn in Friedrich Nietzsche,« — dieser Herr versteigt sich in seinem Enthusiasmus so weit, auf S. 63 zu phantasieren: »Vielleicht schaart sich um das Banner Friedrich Nietzsches ein Häuflein ‚berufener' Ritter, . . . um dessen Rufe und Winke zu folgen und für die Verwirklichung einer seiner Lieblingsideen zu kämpfen, für die Heranzüchtung (!) einer neuen Rasse, einer neuen Art höherer Mensch, einer ‚über Europa (!) regierenden Kaste' (J. 156 u. 221), zu kämpfen für das Emporblühen des ‚guten Europäers' (J. 204 ff., GM. 197 f.), in ebenso schroffem Gegensatze zu aller monarchischen und demokratischen Vaterländerei (J. 228 f.), wie zum Socialismus, Anarchismus und Nihilismus.« Ein Häuflein »berufener Ritter«, — ein Häuflein Don Quijotes vielmehr, kämpfend gegen Europas Millionenheere (sofern diese nämlich es der Mühe wert hielten, auf den Kampf einzugehen)! Man weifs nicht, soll man lachen oder Tränen des Mitleids mit solch bodenlosem Traum vergiefsen! Wir fürchten (oder hoffen), bis sich jenes »Häuflein« zusammengefunden, seine Rozinante gesattelt und den Helm Mambrins gerüstet hat, wird Nietzsche überhaupt vergessen sein! —

Ja, in einem Punkte begrüfsen wir Nietzsches Idee eines »neuen Europa« und des »guten Europäers«, nämlich

*) Worin er auf drollige Weise die Gegner Nietzsches gerade durch jene Stellen, die sie am schärfsten angreifen, widerlegen zu können meint!

in der Richtung, dafs die arischen Nationen unseres Erdteils sich vereinigen, wenn auch unter Wahrung der nationalen Eigenarten und Rechte, zu dem Zwecke, die Schmach des von den »Mächten« (Ohnmächten!) gehätschelten faulen Türkentums zu vertilgen, ein arisch-freichristlich-europäisches »Orientalisches Reich« zu errichten und das Mittelmeer, was es schon unter den Römern war, wieder zu einem europäischen See zu gestalten! Ohne Häuflein von »Rittern«, ohne Kaste, aber mit vereinten Kräften! Wir finden es übrigens sehr inkonsequent von Nietzsche, sein Ideal der Zukunft auf Europa zu beschränken. Warum erweiterte er es nicht auf die ganze Erde, welcher er doch im »Zarathustra« einen gemeinsamen Specialgott, den Übermenschen, schenken wollte? Folgerichtig hätte Nietzsche seinen guten Europäer durch einen »guten Kosmopoliten« ersetzen sollen. Es wäre ja doch höchst hart und grausam, das »Glück« der Unterdrückung durch eine kriegerische *) Herrenkaste nur den Europäern und nicht auch den Bewohnern der vier übrigen Erdteile gönnen zu wollen! Diese haben doch gewifs das gleiche Recht, an diesem glückseligen Zustande, den wir jetzt näher ins Auge fassen wollen, teilzunehmen.

---

*) Nur der Kuriosität wegen erwähnen wir hier die originelle etymologische Prokrustesarbeit, mittels deren Nietzsche (GM. 25) aus dem Worte »bonus« durch »duonus« (?), duenlum (?), duellum, bellum die ihm so schön zusagende Bedeutung »Mann des Zwistes, der Entzweiung (!), Kriegsmann« herauszuklauben sucht! Ein Händelstifter wäre also der eigentliche Gute!!!

AUSSICHTEN IN EINE NIETZSCHESCHE ZUKUNFT.

»Die Menschheit als Masse dem Gedeihen einer einzelnen stärkeren Species Mensch geopfert, — das wäre ein Fortschritt . . . —« (*GM. 87.*)

Zwar hat Nietzsche kein ausdrückliches Bild der Zukunft, wie er sie sich wünschte, gezeichnet. Es ist jedoch nicht schwer, sich auszumalen, wie es in einer solchen Zukunft, ihre Möglichkeit angenommen, zugehen würde. Die Lobeserhebung der »Herrenmoral«, nach welcher es in der Willkür der Mächtigen läge, zu bestimmen was gut sei, ohne daſs für den Inhalt dieser Bestimmungen irgend eine Garantie vorläge, die Verwerfung der »Sklavenmoral«, d. h. alles dessen, was heute für gut gilt, zugleich mit allem, was mangelhaft ist, — beides sagt schon so viel, daſs sich das übrige leicht denken läſst.

Was also wäre die Folge, wenn eine neue Herrenkaste nach Nietzsches und seiner Verehrer Wunsch über Europa regieren würde? Vor allem, wer würde diese Kaste bilden, aus wem würde sie bestehen, wer würde ihre Mitglieder auswählen und aus wem? Das unterliegt nach dem schon Gesagten keinem Zweifel. Natürlich wären ihre Mitglieder Leute ohne Gewissen, ohne alle Skrupel, ohne Religion und Moral (»auſsermoralische« »Übermenschen«), genuſssüchtig,

herzlos, »lachende Löwen«, die die Wissenschaft verachten, alles Staatswesen verwerfen und den Rest der Menschheit unterdrücken und ausbeuten. Nietzsche selbst nennt ausdrücklich (J. 198) die Sklaverei eine Bedingung jeder höheren Kultur, jeder Erhöhung der Kultur. Er sagt weiter (J. 237), eine »gute und gesunde Aristokratie« nehme mit gutem Gewissen (!) »das Opfer einer Unzahl Menschen hin, welche um ihretwillen zu unvollständigen Menschen, zu Sklaven, zu Werkzeugen (!) herabgedrückt und vermindert (!) werden müssen«, worin er sogar (GM. 87) einen Fortschritt (!) erblickt! Das ist doch wahrhaftig deutlich! Also nicht nur härteste Unterdrückung, sondern geradezu (wenigstens teilweise) gewaltsame Ausrottung! Noch drastischer ist (GM. 42) die Vergleichung der herrschenden Oligarchen (»Aristokraten« zu sagen wäre eine übel angebrachte Schmeichelei) mit Raubvögeln und des unterdrückten Volkes mit Lämmern. Mit Hohnlächeln fährt Nietzsche dann fort: wenn sich die Lämmer über die »bösen« Raubvögel beklagen, so würden diese dazu spöttisch blicken und sagen: »wir sind ihnen gar nicht gram, diesen guten Lämmern, wir lieben sie sogar: nichts ist schmackhafter als ein zartes Lamm!« Wirklich, eine verlockende Aussicht, besonders für Nietzsche-Verehrerinnen! Furcht (J. 242 f., GM. 40), Härte (J. 246) und Ausbeutung (J. 238) sind die Grundlagen der Nietzscheschen Zukunftsordnung. Den Unglücklichen wird vielleicht hie und da ein Bissen zugeworfen, — nicht aus Mitleid (J. 240), sondern »mehr aus einem Drang, den der Überfluſs an Macht erzeugt« (d. h. aus Laune).

Sagt auch Nietzsche (a. a. O., was seine Anhänger mit Triumph hervorheben, ohne das vor- und nachher Stehende zu erwähnen): »Der vornehme Mensch ehrt in sich den

Mächtigen (nicht etwa den menschenfreundlichen!), auch den, welcher Macht über sich selbst hat, der zu reden und zu schweigen versteht, der mit Lust Strenge und Härte gegen sich übt und Ehrerbietung vor allem Strengen und Harten hat,« gleich darauf aber (aus einer nordischen Saga): »Wer jung schon kein hartes Herz hat, dem wird es niemals hart (wie schade!)«, so kommt man vor lauter Härte zu keinem befriedigenden Gefühl über jene Strenge gegen sich selbst, und diese verliert vollends allen guten Eindruck, wenn es auf nächster Seite (J. 241) heifst: »dafs man nur gegen Seinesgleichen (!) Pflichten habe; dafs man gegen die Wesen niedrigeren Ranges, gegen alles Fremde nach Gutdünken (!!) oder ‚wie es das Herz (wenn man eines hat!) will', handeln dürfe und jedenfalls (!) ‚jenseits von Gut und Böse'.« Offener eine schlechte Sache zu verfechten ist doch nicht wohl möglich!

Die Unzahl der »Sklaven« sind also zum Dienen und Ausgebeutetwerden da; ja sie haben sogar für die »Herren« zu denken; denn sie sind klüger (GM. 35) und haben mehr Geist (Gd. 68), während die Herren (GM. 28) nur Wert legen auf »eine mächtige Leiblichkeit, eine blühende, reiche, selbst überschäumende Gesundheit samt dem, was deren Erhaltung bedingt, Krieg (?)*), Abenteuer, Jagd, Tanz, Kampfspiele und alles überhaupt, was starkes, freies, frohgemutes Handeln in sich schliefst«. Der Geist mit Kunst und Wissenschaft glänzt dabei durch seine Abwesenheit. Ob Nietzsche zur Aufrechthaltung der Sklaverei auch einen Sklavenhandel in Aussicht nahm? Ob er an die Niederträchtigkeit der Sklavenhändler dachte? Und ob er

*) Dafs Krieg die Gesundheit erhalte, ist wirklich ganz neu! Und das schrieb Nietzsche, der im deutsch-französischen Kriege Lazaretgehilfe war!

nur im geringsten sich Rechenschaft ablegte, auf welche Weise und mit welchen Mitteln ungezählte Millionen freigeborener Menschen — durch eine Minderheit (!) — in den Zustand der Sklaverei gebracht werden könnten? Ebenso, auf welchen Wegen und mit welchen Mitteln die bestehenden Staaten und Regierungen zu Gunsten einer internationalen, staats- und vaterlandslosen Herrenkaste beseitigt werden könnten und wodurch diese Kaste überhaupt sich zu bilden und zu befestigen imstande wäre?

Welches würde aber, die Möglichkeit ihres Bestandes angenommen, das Ende dieser Herrlichkeit sein? In der ganzen Geschichte hat sich noch keine Oligarchie (die man auch ungenau »Aristokratie« nennt) länger als eine beschränkte Zeit gehalten. Die meisten wichen, in Griechenland, Rom, in der Schweiz u. s. w., der Demokratie, einige, wie Venedig, Holland und deutsche Reichsstädte, der Monarchie, meist einer fremden. Die Oligarchie der Herrenkaste nach Nietzsche könnte daher ein verschiedenes Schicksal erleiden. Sie könnte unmittelbar der über ihre Willkürherrschaft erbitterten Sklavenkaste erliegen und also durch eine Demokratie oder Ochlokratie ersetzt werden. Sie könnte aber auch, da sie auf dem Prinzip des »Willens zur Macht« beruht, folgerichtiger Weise immer enger werden, indem immer die Schwächeren den Stärkeren unterliegen, bis Einer sich als der Stärkste erwiese und die Oligarchie in eine Autokratie oder absolute Monarchie verwandelte. Dies wäre, weil das Logischere, das Wahrscheinlichere. Aber auch dieser autokratische Übermensch wäre keineswegs seiner Herrschaft auf die Dauer sicher. In dem Nietzscheschen Programm liegt so viel Härte, Willkür, Grausamkeit, Erweckung von Furcht und Schrecken und

Anreiz zur Empörung, dafs der letzte Übermensch, seine Existenz überhaupt vorausgesetzt, ohne Zweifel einer demokratischen oder ochlokratischen Revolution zum Opfer fallen würde. Jedenfalls müfste die kopflos gepriesene Übermenschlichkeit ein furchtbar blutiges Ende nehmen, was auch Nietzsche (J. 246) selbst dunkel geahnt hat.

Während aber in einer geträumten Nietzscheschen Zukunft das männliche Geschlecht nicht durchweg unterdrückt wäre, weil ihm doch die Mitglieder der Herrenkaste angehören würden, wäre dagegen das unglückliche weibliche Geschlecht durchweg und ohne Ausnahme der Sklaverei verfallen. Wir sahen schon aus Zarathustra, dafs ihm (und zwar ohne die mindeste Ausnahme) die Sklavenpeitsche (oben S. 42) in Aussicht gestellt wurde. Dazu pafst es, wenn Nietzsche (J. 245), gleichsam als Begründung dieses Standpunktes, weiter sagt: »... wie viel Sklave ist z. B. jetzt noch im Weibe rückständig«, und gleich auf der folgenden Seite: »Jede (!) aristokratische Moral ist unduldsam, in der Erziehung der Jugend, in der Verfügung über die Weiber (die also blofs Sachen sind), in den Ehesitten« u. s. w. Wir vermehren hier diese eines Verteidigers der Barbarei (s. oben S. 94 f.) höchst würdigen Ansichten durch folgende Blumenlese aus den hier berücksichtigten Werken Nietzsches (die zweite in diesem Buche).

Der von so vielen Frauen und Jungfrauen ohne Gedanken und Überlegung abgöttisch verehrte Zarathustra-Dichter unterschiebt ihrem Geschlechte sogar die Verachtung gegen sich selbst: »Die Weiber haben im Hintergrunde aller persönlichen Eitelkeit immer noch ihre unpersönliche Verachtung — für ‚das Weib'« (J. 96, Aph. 86). Rein aus der Luft gegriffen und tausendmal unwahr!

»Wo nicht Liebe oder Hafs mitspielt, spielt das Weib mittelmäfsig« (J. 101, Aph. 115). So oberflächlich und grundlos wie möglich!

»Allen rechten Frauen geht Wissenschaft wider die Scham. Es ist ihnen dabei zu Mute, als ob man ihnen damit unter die Haut, — schlimmer noch! unter Kleid und Putz gucken wollte« (J. 102, Aph. 127). Um so roher, als gerade die litterarischen Kämpferinnen für Nietzsche sich mit Wissenschaft beschäftigen. Dahin gehört auch:

»Wenn ein Weib gelehrte Neigungen hat, so ist gewöhnlich etwas an ihrer Geschlechtlichkeit nicht in Ordnung« (J. 105, Aph. 144). Wie zart und sinnig!

»So will der Mann das Weib friedlich, — aber gerade das Weib ist wesentlich unfriedlich, gleich der Katze, so gut es sich auch auf den Anschein des Friedens eingeübt hat« (J. 103, Aph. 131). Sie sind also alle zanksüchtig und heuchlerisch? Sehr freundlich und — gründlich (?)!

»In der Rache und in der Liebe ist das Weib barbarischer als der Mann« (J. 104, Aph. 139). Hat es etwa auch schon weibliche Neronen und Caracallas gegeben?

»Das Weib hätte nicht das Genie des Putzes, wenn es nicht den Instinkt der zweiten Rolle hätte« (J. 105, Aph. 145). Ist jemals ein geputztes Weib so lächerlich und verächtlich wie ein Gigerl?

Die Peitsche (hier der Stock, bastone) wird wiederholt in J. 106, Aph. 147.

Die »Götzendämmerung« enthält folgende Liebenswürdigkeiten:

»Das vollkommene Weib begeht Litteratur, wie es eine kleine Sünde begeht: zum Versuch, im Vorübergehen, sich umblickend, ob es jemand bemerkt und dafs es jemand bemerkt« (S. 3, Aph. 20). Im Angesichte der vielen

fleifsigen und wackeren Schriftstellerinnen eine krasse Unwahrheit und Grobheit zugleich! (Ähnlich S. 77, Aph. 27.) Ebenso:

»Man hält das Weib für tief — warum? weil man nie bei ihm auf den Grund kommt. Das Weib ist noch nicht einmal flach«. (Was denn? S. 4, Aph. 27.) Weiter:

»Wenn das Weib männliche Tugenden hat, so ist es zum Davonlaufen; und wenn es keine . . . hat, so läuft es selbst davon.« (S. 5, Aph. 28.) Welcher Kalauer!

Diese vereinzelten Urteile sind aber alle noch nichts gegenüber der zusammenhängenden scheufslichen Schmähschrift gegen das weibliche Geschlecht in J. v. G. u. B. 191—200. Auf 10 Seiten wirft hier Nietzsche mehr Schmutz auf das schöne Geschlecht, als jemals ein bissiger Schriftsteller gegen seinen bittersten Feind geschleudert hat. Wir können hier nicht alle diese Invektiven wiedergeben und heben nur folgendes heraus (S. 191 f.): »Das Weib hat so viel Grund zur Scham: im Weibe ist so viel Pedantisches, Oberflächliches, Schulmeisterliches, Kleinlich-Anmafsliches« u. s. w.; es ist zu ermüdend, alles zu wiederholen! »Man studiere nur seinen Verkehr mit Kindern.« (Hat Nietzsche diesen jemals studiert? Wir zweifeln sehr.) Nicht genug! Nietzsche spricht den Frauen sogar die Küche ab (S. 193 f.). Er würde also in seinem Zukunftsreiche wohl nur Sklavenköche beschäftigen und die Frauen zum Bodenputzen gut genug finden! In »sieben Weibssprüchlein« (S. 195) leistet er wahre Klapphornverse, an denen nichts bemerkenswert ist als ihre Frivolität.

Den abscheulichsten sowohl, als den für Nietzsches Zukunftswünsche bezeichnendsten Ausdruck fand sein Frauenhafs in folgender Stelle (S. 196): »Ein Mann, der Tiefe hat, in seinem Geiste wie in seinen Begierden, auch jene

Tiefe des Wohlwollens (?), welche der Strenge und Härte fähig ist und leicht mit ihnen verwechselt wird, kann über das Weib immer nur orientalisch denken: — er mufs das Weib als Besitz, als verschliefsbares Eigentum (!), als etwas zur Dienstbarkeit (!) Vorbestimmtes und in ihr sich Vollendendes fassen, — er mufs sich hierin auf die ungeheure (?) Vernunft Asiens, auf Asiens Instinktüberlegenheit (?) stellen, wie dies ehemals die Griechen getan haben, diese besten Erben und Schüler Asiens, — welche, wie bekannt, . . . mit zunehmender Kultur und Umfänglichkeit an Kraft Schritt für Schritt auch strenger gegen das Weib, kurz orientalischer geworden sind.«

Dachte Nietzsche auch nur einen Augenblick über die Folgen jener zunehmenden griechischen Strenge gegen das Weib nach? Wir zweifeln daran; denn jene Folgen waren:

Die Hetärenwirtschaft und die Päderastie!

Und wohin kam es mit der vernünftig-asiatischen Kultur Assyriens und Ägyptens? Spurlos verschwunden!

Und wie steht es mit der Kultur der Türken, die das Weib bis heute in die Harems einschlossen? Sie fühlt sich zu ihrer (allerdings zweifelhaften) Rettung gezwungen, auf allen Punkten den europäischen Sitten Eingang zu gestatten!

Die heutige Achtung der Männer vor den Frauen stellt Nietzsche (S. 197) auf gleiche Stufe mit der Unehrerbietigkeit vor dem Alter, die er mit Recht tadelt. Das Weib, sagt er, verlerne den Mann zu fürchten (er ist auch oft danach); d. h. es soll wohl in Demut vor ihm kriechen! Indem es Fortschritt wolle, gehe es zurück; es sei Dummheit in der Frauenbewegung (S. 198). Vergafs Nietzsche, dafs die Männer durch ihre Kneipsucht diese Notwehr der Frauen herbeigeführt haben? Und wie vereinbaren die emanzipationslustigen Damen diese Haltung Nietzsches

mit ihrer kopflosen Schwärmerei für diesen haltlosen Phantasten?

Nun noch etwas! Wenn die Frauenbewegung zu verwerfen wäre, so könnte nur die Ehe das Heilmittel abgeben. Wie urteilt aber Nietzsche über die Ehe in den hier behandelten Werken? Er sagt (J. 102, Aph. 123): »Auch das Konkubinat ist korrumpiert worden durch die Ehe (!)«. Und Gd. 91 f. verwirft er die Ehe aus Liebe und will sie nur durch den Geschlechts-, Eigentums- und Herrschaftstrieb (des Mannes natürlich) gegründet wissen! »Die moderne Ehe (d. h. die aus Liebe) verlor ihren Sinn, — folglich schafft man sie ab.« So diktiert der Gröſsenwahn! Zum Glück umsonst!

Wahrlich, man möchte glauben, Nietzsche habe in seinem Leben, was doch nicht der Fall war, nur schlechte Weiber und unglückliche Ehen kennen gelernt! Er hat aber vielmehr in den achtbarsten Kreisen verkehrt und ist durch die Freundschaft der geistreichsten, ehrenwertesten und liebenswürdigsten Damen geehrt worden. Daſs er ihnen im Leben höflichst und freundlichst begegnete, ist bekannt; daſs er ihnen Briefe von demselben Charakter schrieb (die in den Schriften seiner Verehrerinnen gedruckt stehen), ebenfalls. Was soll man aber von einem Manne denken, der unter vier Augen oder zwei Federn alle Liebenswürdigkeit gegen Damen aufwandte, deren Geschlecht er gleichzeitig in seinen von Tausenden gelesenen Büchern (ohne Ausnahmen zuzugeben!) mit dem empörendsten und unbegründetsten Schimpf überschüttete? Da ist es denn doch das denkbar Mildeste, wenn wir bereits vorhandene partielle oder temporäre Geistesstörung annehmen!

ZUR APOLOGIE DES VERBRECHERS.

»Der Verbrecher ist häufig genug seiner Tat nicht gewachsen; er verkleinert und verleumdet sie.« *(J. 100, Aph. 109.)*

Jenen Nietzscheanern, die in ihrer rührenden Unschuld sich einbilden, ihr Abgott habe unter den von ihm in die Zukunft hineingeträumten Übermenschen oder Mitgliedern der über Europa regierenden Herrenkaste »edle Männer« verstanden, kann nicht genug vor Augen gehalten werden, wie Nietzsche überall, wo es nur angeht, den ungewöhnlichen Verbrecher verherrlichte. Wir haben schon oben (S. 18) auf dessen Zusammenfallen mit dem Übermenschen und (S. 33 f.) auf dessen Beschönigung im »Zarathustra« hingewiesen und dann (S. 91 ff.) die verschiedenen Beziehungen zwischen der von Nietzsche verherrlichten Herrenrasse und der »Bestie« hervorgehoben. In den hier behandelten drei Werken wird nun fröhlich der Verbrecher weiter glorifiziert. Neben dem oben angeführten Motto findet sich (J. 100, Aph. 110) gleich der weitere schöne Satz: »Die Advokaten eines Verbrechers sind selten Artisten genug, um das schöne Schreckliche (!) der Tat zu Gunsten ihres Täters zu wenden.« Nun, Hermann Türck hat in dem hübschen Buche »Der geniale Mensch« (S. 254) dieses Entzücken über »das schöne Schreckliche« eines Mordes bereits in

köstlicher Weise persifliert. Nietzsche sagt dann weiter (J. 134): »Es giebt einen Punkt von krankhafter Vermürbung und Verzärtlichung in der Geschichte der Gesellschaft, wo sie selbst für ihren Schädiger, den Verbrecher, Partei nimmt, und zwar ernsthaft und ehrlich.« Entweder hat sich Nietzsche hier ungescheut widersprochen, oder er zählt sich selbst zu den »krankhaft Vermürbten und Verzärtlichten«, was sonst nicht seine Art ist. An einem andern Orte (GM. 77 ff.) stellt er zwar das Verhältnis des Verbrechers zur Gesellschaft annähernd richtig dar, rühmt aber gleich darauf (ebd. 82), dafs »zu allen Zeiten der aggressive Mensch (d. h. der Verbrecher oder Friedensstörer) als der Stärkere, Mutigere, Vornehmere (!) auch das freiere Auge, das bessere Gewissen auf seiner Seite gehabt« habe.

Das Beste folgt aber Gd. 97 ff., wo es heifst: »Der Verbrechertypus, das ist der Typus des starken Menschen (den ja Nietzsche überall mit Wohlgefallen dem schwachen gegenüberstellt) unter ungünstigen Bedingungen, ein krank gemachter starker Mensch. Ihm fehlt die Wildnis, eine gewisse freiere und gefährlichere Natur und Daseinsform, in der alles, was Waffe und Wehr im Instinkt des starken Menschen ist, zu Recht besteht (!). Seine Tugenden (!) sind von der Gesellschaft in Bann getan; seine lebhaftesten Triebe, die er mitgebracht hat, verwachsen alsbald mit den niederdrückenden Affekten, mit dem Verdacht, der Furcht, der Unehre« . . . »Die Gesellschaft ist es, unsere zahme, mittelmäfsige, verschnittene Gesellschaft, in der ein naturwüchsiger Mensch (!), der vom Gebirge her oder von den Abenteuern des Meeres kommt, notwendig (?) zum Verbrecher entartet.« Doch Nietzsche schränkt sich sofort ein, indem er als Ausnahme Napoleon anführt, der umgekehrt sich stärker erwies als die Gesellschaft. Er

rechnet also denselben Napoleon unter die Verbrecher, den er (ebd. 96) als den Erben einer stärkeren, längeren, älteren Civilisation (als die französische war, nämlich der italienischen) feierte, den er (GM. 53) eine »Synthesis von Unmensch und Übermensch« und zugleich »das fleischgewordene Problem des vornehmen Ideals an sich« nannte und dessen Erscheinen (J. 130 f.) eine Wohltat, eine Erlösung von unerträglichem Druck, dessen Geschichte diejenige des höheren Glücks dieses Jahrhunderts gewesen sein soll!

Wir sind gewifs weit entfernt, zu leugnen, dals auch in dem schwersten Verbrecher immer noch ein besseres, menschlicheres Element zu entdecken ist und dafs in den meisten Fällen die schlechten Einrichtungen der Gesellschaft, die Pflege des Kapitalismus, das Überwiegen des dogmatischen über den moralischen Unterricht, die Heuchelei im geselligen Leben dazu beitragen, das Verbrechen zu züchten, jedoch keineswegs den urwüchsigen Menschen notwendig zum Verbrecher machen! Aber von dieser Anerkennung ist ein weiter, ein extremer Schritt zur Beschönigung des Verbrechers, zu seiner Erhebung als »starker Mensch unter ungünstigen Bedingungen«, und gar als Übermensch! Wir glauben, dafs die genannten schlechten Einrichtungen und Gewohnheiten der Gesellschaft (die aber nicht durch Predigten, sondern durch die Schule und die geistige Entwickelung der Menschheit zu beseitigen sind) sich mit der schmutzigsten, gemeinsten und elendesten Habgier und Genufssucht verbinden, um Taten herbeizuführen, die von der mitschuldigen Gesellschaft zum Zwecke ihrer Selbsterhaltung mit Strafe belegt werden müssen. Die Verbrecher sind meist, vielleicht fast immer, keine starken, sondern vielmehr schwache, einer verlockenden Versuchung unterliegende Menschen, erbärm-

liche Geschöpfe. Doch ist nicht zu vergessen, dafs wir an keinem Abschlusse, wie Nietzsche meistens wähnt, sondern mitten in einer Entwickelung von unvollkommeneren zu vollkommeneren Zuständen, wie in allen Dingen, so auch im Strafrechte, stehen.

NIETZSCHES RELIGION.

»Das Christentum ist eine Metaphysik des Henkers.« (Gd. 40.)

Der fanatische und aufdringliche Atheismus der Schriften Nietzsches ist von uns bereits (oben S. 8 ff.) gewürdigt worden. »Warum heute Atheismus?« fragt Nietzsche (J. 77 f.), und antwortet darauf: in Gott sei der »Vater«, der »Richter«, der »Belohner« gründlich widerlegt. Wo, wann und von wem? Unbekannt! Solche Bezeichnungen kann man glauben oder nicht glauben, so oder anders verstehen; widerlegen kann man sie nicht. Nietzsche hofft (GM. 104) auf den vollkommenen und endgültigen Sieg des Atheismus, damit die Menschheit von dem Gefühl, Schulden gegen die Weltursache zu haben, erlöst werde. Dieses Gefühl gehört aber lediglich dem Glauben an einen dogmatischen und zugleich anthropomorphen (menschenähnlichen) Gott an und nicht der Annahme eines notwendigen Weltdenkers. Zwischen diesem und dem Erdenmenschen ist, bei der Wahrscheinlichkeit zahlloser Weltkörper mit denkenden Wesen, kein persönliches Verhältnis anzunehmen. Den Menschen aber, die das Bedürfnis eines solchen haben, den Kindermenschen, soll man ihren persönlichen Gott, der sie glücklich macht, lassen. Die Kindermenschen bleiben ja ihr Lebenlang Kinder, und

Kindern läfst man ja auch das Christkindlein, das Dornröschen, den Storch und andere Kindergeschichten. Warum soll es nicht zugleich Menschen mit weit auseinanderliegenden, zahllosen und verschiedenen Gesichtskreisen geben? Das Aufgeben des Anthropomorphismus im Gottesglauben oder vielmehr Gotteswissen ist kein Atheismus; erst der Materialismus ist ein solcher. Jeder Idealismus, auch unser Realidealismus, hat ein Recht, als Anerkennung des Göttlichen betrachtet zu werden.

Nietzsche nennt den an einen »heiligen Gott« glaubenden Menschen (GM. 107) eine »wahnsinnige, traurige Bestie«, und fügt bei: »welche Bestialität der Idee bricht sofort heraus, wenn sie nur ein wenig verhindert wird, Bestie der Tat zu sein!« Welcher Taten? Etwa derjenigen, in welchen Nietzsches »blonde Bestien« schwelgten? Oder kennt Nietzsches Menagerie verschiedenartige Bestien? Wohl möglich!

Ganz recht hat Nietzsche, wenn er (GM. 196) den Atheismus als Beseitigung des Ideals bezeichnet. Wenn er aber diese Behauptung sofort dadurch einschränkt, dafs er im Atheismus noch einen Rest von Ideal, nämlich den Willen zur Wahrheit, erblickt, der sich die Lüge im Glauben an Gott verbiete, so gerät er in eine Zwickmühle; denn in zahlreichen Stellen hat er (s. oben S. 71 ff.) den Willen zur Wahrheit verworfen; folglich sind wir berechtigt, seinen Willen zur Wahrheit auch in Beseitigung dieser angeblichen Lüge zu bestreiten und zu finden, dafs er auch seinen Atheismus nicht als wahr empfunden haben könne. Der Atheismus ist eine Behauptung ohne Inhalt, weil er blofs aus einer Verneinung besteht; er kann daher weder Wahrheit enthalten, noch überhaupt ein Prinzip sein; eine Negation ist kein Prinzip! Nietzsche schliefst seine atheistischen

Expektorationen (Gd. 41) mit den Worten: »Der Begriff ‚Gott' war bisher der gröfste Einwand gegen das Dasein . . . (!) Wir leugnen Gott, wir leugnen die Verantwortlichkeit in Gott: damit erst erlösen wir die Welt.« — Als ob durch dieses wilde Geschrei irgend etwas anders würde! Die Welt will nicht von Gott erlöst sein, blofs weil ein mit sich und ihr zerfallener Unglücklicher dies verlangt. Er mag toben wie er will, deshalb bleibt doch alles im alten oder geht im alten Schritt vorwärts. —

Wie Nietzsche mit seinem Atheismus blofs den anthropomorphen Gott trifft, dem aber überhaupt nur die Kindermenschen huldigen, die Nietzsche nicht lesen, so geht seine Wut auf das Christentum nur die orthodoxeste Form desselben an, ja auch diese nicht in allem. Es giebt aber ein kritisches Christentum, dem die Zukunft gehört und dem Nietzsche nichts anhaben kann, da er es durchaus nicht kennt. Nietzsche verwechselt die enge kirchliche Auffassung des Mittelalters mit dem Christentum überhaupt. Er sagt (J. 70 f.): »Der christliche Glaube ist von Anbeginn Opferung: Opferung aller Freiheit, alles Stolzes, aller Selbstgewifsheit des Geistes; zugleich Verknechtung und Selbstverhöhnung, Selbstverstümmelung.« Recht zahlreiche weltliche, sogar manche geistliche Kreise des Mittelalters würden sich mit dieser Definition nicht einverstanden erklärt haben; die deutschen Kaiser, die Ritter, die Troubadours und Minnesinger, die Steinmetzen und andere Zünfte der Städte, dann die sogenannten Ketzer, sogar unter den Orden die Benediktiner und die Franziskaner würden sich gegen diese Zulagen verwahrt haben, und mit Recht!

Und so fährt Nietzsche fort, gegen die extremste klerikal-orthodoxe Richtung, die seine Werke doch nicht

liest, gegenüber seinen aufgeklärten Lesern, die dies gar nicht nötig haben, anzukämpfen, indem er ihr den Namen »Christentum« giebt, wohl in der Hoffnung, hiermit dieses in seinem ganzen Umfange unmöglich zu machen. Zu diesem Zwecke erfindet er auch eine eigene Religions- und Kirchengeschichte, von der bis auf ihn niemand etwas gewufst hat. Er verflicht sie natürlich mit seiner ebenso frei erfundenen Moralgeschichte. Die Juden sollen es gewesen sein (GM. 28 f.), die das meiste gegen die »Vornehmen, Gewaltigen, Herren und Machthaber« getan, welche diesen Herren die Bezeichnung »gut« gestohlen und darunter fortan, statt »vornehm, mächtig, schön, glücklich, gottgeliebt (?)« gerade das Gegenteil, nämlich die Elenden, Armen, Ohnmächtigen, Niedrigen, sowie unter den Frommen die Leidenden, Entbehrenden, Kranken, Häfslichen (!) verstanden haben, während sie die bisherigen »Guten« als die Bösen, Grausamen, Lüsternen, Unersättlichen, Gottlosen bezeichneten und als die Unseligen, Verfluchten und Verdammten erklärten. Damit soll der angebliche »Sklavenaufstand in der Moral« (oben S. 105 f.) begonnen haben; eine Quelle dafür nennt Nietzsche natürlich nicht, weil es keine giebt. Ja noch mehr! Damit habe, behauptet er (ebd. 30 f.), Israel eine lange vorbereitete Rache verbunden, indem es Christum, als Werkzeug seiner Rache, verleugnete und kreuzigte, »damit alle Welt, nämlich alle Gegner Israels, . . . an diesen Köder anbeifsen konnten«. Etwas Verrückteres ist wohl niemals in die Luft hinaus behauptet worden. Und das Resultat dieses angeblichen Racheunternehmens? Judäa erhob sich (GM. 50 ff.) gegen Rom, Judäa siegte über Rom, und heute verehrt man »in Rom und fast auf der halben Erde drei Juden und eine Jüdin« (Christus, Petrus, Paulus und Maria — als Witz nicht übel). Also: die

Juden haben Rom besiegt, damit eine Religion triumphiere, die sie selbst abgelehnt, deren Stifter sie selbst ans Kreuz geschlagen hatten! Und wer bei den Juden soll diese selbstmörderische Rache erfunden, wer sie beschlossen und wer sie ausgeführt haben? Darüber schweigt Nietzsche.

Nun, und nachdem das Christentum (auf Antrieb der Juden!) gesiegt, was geschah dann? Da — zähmte man die »blonde Bestie« (Gd. 43 f.); die christlichen Priester machten Jagd auf sie, »verbesserten« sie und verführten sie ins Kloster. Der Germane »war zum Sünder geworden, er stak im Käfig, man hatte ihn zwischen lauter schreckliche Begriffe eingesperrt, und da lag er, krank, kümmerlich, gegen sich selbst böswillig, voller Hafs gegen die Antriebe zum Leben, voller Verdacht gegen alles, was noch stark und glücklich war. Kurz, ein ‚Christ' u. s. w.« Die »Bestie« war schwach geworden, die Kirche verdarb den Menschen . . .

Der Roman wäre nicht schlecht, wenn der Dichter nicht die Fortsetzung vergessen, wenn er nicht abgebrochen und weiter erzählt hätte, dafs diese »verdorbenen« Germanen nach Herzenslust weiter Fehden führten wie vorher, so dafs man sie ihnen (umsonst!) über den Sonntag verbieten mufste, dafs sie gegen die Päpste Kriege führten, Kirchen und Klöster verbrannten, Mönche und Nonnen verjagten, Bischöfe und Ketzerrichter totschlugen, in den Kirchen Narren- und Eselsfeste feierten, an den gotischen Domen obscöne und kirchenfeindliche Skulpturen anbrachten, dafs sie sich mit Saufen, Raufen, Tanzen und Maskenlaufen erlustigten, in überheizten Badestuben Männlein und Weiblein zusammen badeten, Freudenhäuser errichteten, unterhielten und mit Privilegien begabten. Dafs sie nebenbei noch Juden hetzten, Ketzer und Hexen verbrannten, war

auch kein Zeichen von Schwäche und Zahmheit! Ach, warum ist diese hübsche Fortsetzung weggeblieben? Jedenfalls hat also der Christ, mit Ausnahme eines Teiles der Mönchs- und Nonnenorden, die »Welt« nicht verachtet. Trotzdem sagt Nietzsche (Gd. 82): »Aber auch wenn der Christ die ‚Welt' verurteilt, verleumdet, beschmutzt, so tut er es aus dem gleichen Instinkte, aus dem der socialistische Arbeiter die Gesellschaft verurteilt, verleumdet, beschmutzt.« Zwischen Christ und Anarchist sei kein eigentlicher Unterschied, führt er dabei aus. Es ist auch, fügen wir bei, zwischen Nietzsches Lehre und dem Anarchismus kein anderer Unterschied, als dafs jene die Gesetzlosigkeit als Vorrecht der Machthaber, dieser aber als Recht aller betrachtet.

Die durch den »Sieg« Judäas »verdorbene« römische Welt feiert aber eine Auferstehung in der sogenannten Renaissance. Nietzsche ist ganz begeistert für diese Bewegung, und zwar so sehr, dafs er, wie schon angedeutet, sogar ein Subjekt wie Cesare Borgia, nur weil es damals lebte, feierte, obschon es sich um das Wiederaufleben der Wissenschaften gar nicht bekümmerte. Nietzsche fabelt aber (im »Antichrist«), jener Borgia wäre im Begriffe gewesen, Papst zu werden, — wovon niemals die Rede war*), — Luther aber (der in Rom weilte, als jener Mensch bereits vier Jahre tot war), Luther, dieser »unbescheidenste Bauer«, dieser »Rüpel«, den die »gute Etikette« der (von Nietzsche so arg bekämpften) Kirche verdrofs (GM. 179), habe jenes teufelsmäfsig-göttliche Schauspiel vereitelt! Welche Anhäufung von Anachronismen in einem

*) Alois Riehl, Fr. Nietzsche, der Künstler und der Denker, S. 127 f. Stuttgart 1897.

Satze! Luther trat ja erst in Wittenberg gegen Mifsbräuche der Kirche, noch nicht einmal gegen diese selbst und noch weniger gegen die Renaissance auf. »Dank jener gründlich pöbelhaften Ressentimentsbewegung, welche man die Reformation nennt«, sagt Nietzsche (GM. 52), habe Judäa neuerdings triumphiert, und die »Kirche« (deren gute Etikette Nietzsche doch rühmte) sei »wiederhergestellt« worden und damit auch die alte Grabesruhe des klassischen Rom.

Also die Reformation soll die Renaissance untergraben haben! Gut, sehen wir zu! Eine wirkliche Renaissance gab es nur in Italien und Deutschland. In Italien kam es bekanntlich zu keiner Reformation. In Deutschland aber waren die Dichter Hans Sachs und Fischart, die Maler Dürer, Holbein und Cranach Protestanten, die ganze holländische Schule ebenfalls; von den Humanisten bereitete Erasmus, obschon er katholisch blieb, durch seine scharfen Satiren auf den Klerus die Reformation vor, Ulrich von Hutten trat auf deren Seite, und Luthers Nachfolger Melanchthon belebte den Humanismus aufs neue. Wo bleibt also die Wahrheit jener Behauptung?

Höchst merkwürdig ist Nietzsches Verhalten gegenüber der Bibel. Er, der doch bekanntlich an keines ihrer Dogmen oder Wunder glaubt, rühmt Luthers (den er anderswo »Rüpel« nennt) Bibelübersetzung (J. 216) als das beste deutsche Buch, gegen das gehalten alles übrige nur (!) »Litteratur« sei. Er rühmt weiter (J. 249 f.) »die Art, mit der im ganzen bisher die Ehrfurcht vor der Bibel in Europa aufrecht erhalten wird«, als »das beste Stück Zucht und Verfeinerung der Sitte, das Europa dem (von Nietzsche stets geschmähten) Christentum verdankt«. Man traut seinen Augen nicht! Wie reimen sich Bibel und Atheismus?

Dieser Widerspruch läſst sich nur dadurch erklären, daſs Nietzsche sich dachte, seine »Herren«, die selbst nichts glauben, sollten ihren »Sklaven« die Bibel auferlegen, damit diese nicht allzu klug würden. Dafür spricht, daſs er (J. 85 f.) sagt, der Philosoph (so nennt er hier seinen Despoten der Zukunft, obschon ja der Unterdrückte mehr Geist hat, oben S. 112) werde sich »der Religionen zu seinem Züchtungs- und Erziehungswerke bedienen, wie er sich der jeweiligen politischen und wirtschaftlichen Zustände bedienen« werde. Ferner, daſs er (J. 199) behauptet, »ein Weib ohne Frömmigkeit wäre für einen tiefen und gottlosen (!) Mann etwas vollkommen Widriges oder Lächerliches«. Nietzsche verlangt also von anderen, was er selbst nicht hat! Er will, daſs seine Herren von den Sklaven die Religion verlangen, die sie nicht haben! Das pflanzt nur Heuchelei. Die Sklaven, die doch die Klügeren sind, würden ihre Herren bald durchschauen. Sie würden auch bald erkennen, was an der ihnen auferlegten, aufgezwungenen Religion Wahrheit und was daran Erfindung ist. Sie würden die ihnen natürlich verbotenen Werke Nietzsches heimlich lesen und dann wissen, wie viel Uhr es geschlagen hat. Und da Nietzsche (J. 86) vorschlägt, den kräftigeren Teil der Beherrschten durch die Religion (an die doch die Herren nicht glauben) zum einstmaligen Eintritt in die Herrenkaste vorzubereiten, so würde ja die ganze Heuchelei dieser Anordnung an den Tag kommen, sobald jener Eintritt stattfände, oder noch vorher.

Was aber die Frauen betrifft, so sind allerdings die meisten von ihnen Kindermenschen, und das macht sie so reizend. Aber man darf sie nicht dazu zwingen, es zu sein. Viele Frauen sind vollkommen befähigt, mehr oder weniger freien Geistes zu sein und der Frömmigkeit

nicht zu bedürfen. Warum soll **diese** Frauen der freidenkende Mann nicht achten?

Auch das Verhältnis der beiden Testamente, wie es Nietzsche auffafst, ist sehr charakteristisch für ihn. Er findet, im Alten Testament gebe es (J. 77, GM. 177 ff.) »Menschen, Dinge und Reden in einem so grofsen Stile, dafs das griechische und indische Schriftentum ihm nichts zur Seite zu stellen hat.« Begreiflich, sind ja viele der alttestamentlichen Helden ähnlich denen, die Nietzsche mit Vorliebe »Bestien« nennt. »Der Geschmack am Alten Testament,« fährt er fort, »ist ein Prüfstein in Hinsicht auf ‚Grofs' und ‚Klein' — (von Seelengröfse ahnte er nichts) . . . im Neuen Testament ist viel von dem rechten zärtlichen, dumpfen Betbrüder- und Kleinenseelen-Geruch« u. s. w. Viele, auch Freidenker, werden sich erlauben, anderer Meinung zu sein. Zusammenfassend meint Nietzsche, beide Testamente »zusammengeleimt« zu haben, sei »die gröfste Verwegenheit und Sünde wider den Geist«. Da hat er nicht so sehr unrecht, aber in anderm Sinne, als wir es finden. Endlich ruft er (Gd. 44 ff.): »Wie armselig ist das Neue Testament gegen Manu, wie schlecht riecht es!« Daran knüpft er eine Lobeserhebung auf die durch das Gesetzbuch des **Manu** geordnete brahmanische Kastenverfassung, begeistert sich für diese »mildere und vernünftigere Art Mensch«, diese »gesündere, höhere, weitere Welt«, in welcher der **Tschandala***) weder Getreide, noch Feuer und Wasser erhält, sich nicht waschen darf, bei Geburten keinen Beistand findet, zu Kleidern nur die Lumpen von Leichnamen, zum Geschirr zerbrochene Töpfe u. s. w.

*) Die niedrigste Pariakaste in Indien, Kinder von Brahmanentöchtern und Sudras (Dienern).

haben soll, — wozu er dann selbst beifügt, dafs »mörderische Seuchen, scheufsliche Geschlechtskrankheiten« die Folge jener Schweinewirtschaft sind! Darin sei, faselt er, die arische Humanität (!) ganz rein, es sei die notwendige Konsequenz des Begriffs Züchtung; es gebe kein anderes Mittel, den niederen Menschen schwach, als ihn krank zu machen!*) Das Christentum sei so eine Tschandalarache, die anti-arische Religion par excellence, der Aufstand alles Niedergetretenen, Elenden, Mifsratenen! Kann man dies ohne Entrüstung lesen? Begreift man nun, warum nach Nietzsche die Teufelei den Typus Mensch erhöhen soll (oben S. 91 f.)? Kann die Unterdrückung den Menschen erhöhen? Wird sie nicht vielmehr zur Rache reizen? Nietzsche fühlte es ja selbst und redete ihr doch das Wort! Ist das nicht Verblendung? Es ist aber durchaus unrichtig, dafs das Christentum eine anti-arische Religion sei. Es hat vielmehr so viel arische Wurzeln als semitische. Einen grofsen Teil seines Inhaltes hat es aus der griechischen Philosophie, den griechischen Mysterien, den persischen und indischen Religionen geschöpft, und seine Urkunden sind griechisch. Nur die Gegend seiner Entstehung und seine Gründer sind semitisch, aber keineswegs rein**).

Nietzsche würde es lebhaft begrüfsen, wenn in Europa die Unglücklichen auch so empörend behandelt würden wie in Indien. Er wirft dem Buddhismus und Christentum (J. 88 f.) vor, für die Leidenden Partei zu nehmen und

---

*) Es ist kaum zweifelhaft, dafs ohne diese abscheuliche Mifshandlung die Tschandalas sich ebenso gut zu rechten Menschen erheben könnten wie die dünkelhaften Brahmanen selbst!

**) Des Verfassers Schrift: Das Christentum und der Fortschritt. Zur Versöhnung von Religion und Forschung, S. 13 ff. Leipzig 1892.

hierdurch den Typus »Mensch« auf einer niedrigen Stufe festzuhalten, zu viel von dem zu erhalten, was zu Grunde gehen sollte (vgl. oben S. 57 f., bei Zarathustras Geboten). Er beschuldigt die christlichen Geistlichen insbesondere, durch ihre wohltätigen Anstalten an der Erhaltung alles Kranken und Leidenden, d. h. »in Tat und Wahrheit an der Verschlechterung der europäischen Rasse, gearbeitet« und damit »alle Wertschätzungen auf den Kopf gestellt« zu haben. »Wer nicht nur,« sagt er weiter (GM. 148 f.), »seine Nase zum Riechen hat, sondern auch seine Augen und Ohren, der spürt fast überall, wohin er heute auch nur tritt, etwas wie Irrenhaus-, wie Krankenhausluft ... Die Krankhaften sind des Menschen grofse Gefahr: nicht die Bösen, nicht die ‚Raubtiere'. Die von vornherein Verunglückten, Niedergeworfenen, Zerbrochenen — sie sind es, die Schwächsten sind es, welche am meisten das Leben unter Menschen unterminieren, welche unser Vertrauen zum Leben, zum Menschen, zu uns am gefährlichsten vergiften und in Frage stellen.« Endlich (Gd. 87): »Da hilft man sich gegenseitig, da ist jeder bis zu einem gewissen Grade Kranker und jeder Krankenwärter. Das heifst dann ‚Tugend' —: unter Menschen, die das Leben noch anders kannten, voller, verschwenderischer, überströmender, hätte man's anders genannt, ‚Feigheit' vielleicht, ‚Erbärmlichkeit', ‚Altweibermoral' . . . Unsere Milderung der Sitten — das ist mein Satz, das ist, wenn man will, meine Neuerung — ist eine Folge des Niederganges; die Härte und Schrecklichkeit der Sitte kann umgekehrt eine Folge des Überschusses am Leben sein.«

Leider blieb Nietzsche die Antwort auf die Frage: was denn mit den Kranken geschehen solle, schuldig. Ahnte er wohl, dafs er selbst Krankenhilfe in Anspruch werde

nehmen müssen? Schwerlich, sonst hätte er kaum so heftig gegen diese geeifert. Aber eine erschütterndere Ironie des Schicksals kann es kaum geben, als den Verteidiger einer Vernachlässigung der Kranken, den Lobredner auf die Härte gegen die Unglücklichen nun selbst in kranker, bewufstloser, hilfsbedürftiger Lage zu wissen. Nur gut, dafs seine Angehörigen nicht seine Ansichten teilen! Wie wäre es ihm da ergangen???

Es ist auch gar nicht einzusehen, wie man es auf dem Standpunkte einer humanen Kultur unterlassen könnte, die Kranken zu pflegen. Viele wünschen sich wohl selbst den Tod oder sind eine schwere Last. Wohin käme man aber, wenn man ihre Tötung oder auch nur Vernachlässigung gestatten wollte? Wie liefse sich da eine Grenze zwischen Erlaubtem und Verbotenem ziehen? Ist da nicht die Isolierung der Schwerkranken in Anstalten das Beste? Dafs irgendwo in civilisierten Ländern eine Gefahr durch Ansteckung oder Vererbung begünstigt würde, davon ist uns nichts bekannt, und wenn es der Fall wäre, so müfste es allerdings verhindert werden, aber nicht durch »immoralistische« Mafsregeln, sondern durch gesunde Reformen.

SCHACH DER WISSENSCHAFT!

»Nietzsche hat alles, was an wissenschaftliche Methode und Redeform erinnert, je länger, je mehr abzustreifen sich bemüht.«
Hans Gallwitz
(Preufs. Jahrb. 1898).

Das zweite der hier besprochenen Bücher, die »Genealogie der Moral«, schliefst Nietzsche mit einer feierlichen Absage an die Wissenschaft. Nachdem er nämlich ganze vier Bogen hindurch den »asketischen Priester« bekämpft hat (ungefähr ebenso »zweckmäfsig« wie Don Quijote die Windmühlen), überrascht er S. 181 den Leser mit der Frage nach dem Gegenstücke des »asketischen Ideals«. Man sage ihm, fährt er fort, dieses Gegenstück sei die moderne Wissenschaft, die allein an sich selber glaube und bisher ohne Jenseits ausgekommen sei. Damit aber, ruft er mit triumphierender Miene, richte man bei ihm nichts aus. Das Wort »Wissenschaft«, schimpft er, sei in den »Mäulern« dieser »Wirklichkeitstrompeter und schlechten Musikanten« einfach (?) eine Unzucht (!), ein Mifsbrauch, eine Schamlosigkeit! Man erfährt freilich, wie immer, nicht, wen er mit diesen Leuten meint; das macht aber nichts! In seinem Unfehlbarkeitswahn erklärt er: »Gerade das Gegenteil von dem, was hier behauptet wird, ist die Wahrheit: die Wissenschaft hat heute schlechterdings

keinen Glauben an sich, geschweige ein Ideal **über** sich, — und wo sie überhaupt noch Leidenschaft, Liebe, Glut, **Leiden** (?) ist, da ist sie nicht der Gegensatz jenes asketischen Ideals, vielmehr **dessen jüngste und vornehmste Form** selber.« Das ist nun wieder ein echt Nietzschesches Paradoxon, weiter nichts. Ob Nietzsche die Wissenschaft unter die asketischen Ideale rechnet, ob er, wie es scheint, an seine eigene Wissenschaft nicht mehr glaubte, — ist höchst gleichgültig für die Wissenschaft; die Hauptsache ist, dafs sie forscht, entdeckt und befruchtet. Davon, dafs ihre Träger keinen Glauben mehr an sie haben, ist nichts zu bemerken. Wie ernst es ihm überhaupt mit seinen paradoxen Behauptungen ist, zeigt er gleich auf der folgenden Seite, wo er jene allgemeine Verurteilung der Wissenschaft bereits einschränkt und gnädigst für »seltene, vornehme, ausgesuchte Fälle« eine Ausnahme gestattet. Nun, mehr verlangen wir auch nicht. Wie zahlreich diese Ausnahmen sind, darüber ist ja doch kein bindendes Urteil möglich. Dafs die Wissenschaft für viele eine melkende Kuh oder eine lächerliche Bagatellreiterei ist, daran zweifelt niemand; dies trifft aber nicht die Wissenschaft als solche, sondern nur die Überflüssigen unter ihren Jüngern. Dafs die Arbeit vieler Gelehrten einer Askese gleichkommt, bestreiten wir nicht; aber diese Askese ist nicht ihr Ideal, sondern nur das Mittel zum Zwecke einer Erforschung, einer Entdeckung.

Indessen spricht Nietzsche (S. 183) selbst jene selteneren Fälle nicht vom asketischen Ideal frei und bestreitet den Glauben der Träger dieser Fälle, dafs sie Gegner der Askese seien, aber mit welchen Gründen? Man staune! Weil es nicht wahr zu sein **brauche**, was sie glauben! Dieser Bockssprung erscheint jedoch lediglich als ein Vor-

wand, gegen die Vertreter der Wissenschaft, und zwar hier gegen die vornehmsten, in einer Art loszuziehen, die bereits den Verstand des Verfassers in Frage stellt. Eben deshalb, eifert er (S. 184), weil der Glaube selig mache, leugne er, Nietzsche, dafs der Glaube etwas beweise. Ist denn etwa der Glaube der grofsen Gelehrten an ihre Wissenschaft identisch mit jenem Glauben des Volkes, der selig macht? Nun wütet er darauf los und schimpft die grofsen Gelehrten, »welche die Ehre unserer Zeit ausmachen: blasse Atheisten, Antichristen, Immoralisten (all dies nennt er ja wiederholt sich selbst!), Nihilisten, Skeptiker, Ephektiker, Hektiker des Geistes.« »Das sind,« schreit er, »noch lange keine freien Geister: denn sie glauben noch an die Wahrheit ...« Dann versagt ihm, wie jedem Tobenden, die Stimme; er bricht ab und erzählt eine von ihm erfundene Geschichte aus den Kreuzzügen; es ist die mit Recht berüchtigtste, empörendste und angefochtenste Stelle seiner Werke. Sie handelt von den Assassinen, die er einen »Freigeisterorden« nennt, während sie eine Mördersekte waren, was er merkwürdigerweise verschweigt, und von denen er rühmt, dafs das Geheimnis ihres obersten Grades gewesen sei:

»Nichts ist wahr, alles ist erlaubt.«

»Wohlan,« jubelt er, »das war Freiheit des Geistes (!?), damit war der Wahrheit selbst der Glaube gekündigt ...«

Also die Assassinen, diese wirklichen Bestien im wahrsten Sinne des Wortes, wagte Nietzsche den grofsen Gelehrten der Gegenwart als Muster aufzustellen! Das Schlimmste aber an der Sache ist die Unwahrheit jener Erzählung. Die Mördersekte war kein Freigeisterorden; ihre Mitglieder verwarfen nur den Glauben der herrschenden Religionsform des Islam, weil sie eben eine eigene Sekte bildeten, die

aber ebenfalls ihren Glauben hatte, den nämlich an die stete Wiederkehr ihres Imam, des Nachfolgers Alis, der in jedem derselben Fleisch werden sollte, und an das Paradies mit seinen Houris! Und was ihnen erlaubt, ja sogar geboten war, das war eben der Mord, also natürlich auch alle anderen Verbrechen.

Und diese Bestien gaben dem Lobredner der »blonden Bestie« den Vorwand zu dem wahnwitzigen Triumphgeschrei, daſs mit ihrem Wahlspruche der Wahrheit selbst der Glaube gekündigt sei! Nietzsche war also glücklich bei der Philosophie des Dolches angelangt! Denn ohne diese existiert jener schändliche Wahlspruch nicht.

Max Zerbst, der Anbeter des Gottes Nietzsche (oben S. 108), scheint in seiner genannten Schrift (S. 46) nachweisen zu wollen, Nietzsche habe mit der Losung »Nichts ist wahr, alles ist erlaubt«, die Kunst gemeint, in der, wie Nietzsche (S. 188) sagt, »die Lüge sich heiligt, der Wille zur Täuschung das gute Gewissen zur Seite hat«. Das glaubt ihm aber kein Mensch; denn diese Stelle von der Kunst steht 3 bis 4 Seiten hinter jener Losung, die ausdrücklich nur mit der Wissenschaft, ohne Nennung der Kunst, in Zusammenhang gebracht ist. Die fragliche Stelle ist ohnehin nicht richtig, denn 1) giebt es Kunstwerke, die der Wahrheit durchaus oder annähernd gemäſs sind, und 2) lügt der Künstler nicht; denn er will den Beschauer oder Hörer nicht überreden, seine Darstellung für richtig und den wirklichen Sachverhalt für unrichtig zu halten. Will uns Böcklin etwa weismachen, daſs es Meermenschen und Kentauren gebe; wollte Goethe behaupten, daſs Nixen die Fischer ins Wasser ziehen, Wolfram von Eschenbach, daſs eine Gralburg bestehe, Canova und Thorwaldsen, daſs die Grazien existieren u. s. w.?

Glaubte etwa Aristophanes an ein Wolkenkuckucksheim? — Oder dachte einer dieser Künstler und Dichter von ferne daran, dafs sein Publikum seine Phantasien für Wirklichkeit halte? Noch entschiedener aber fällt die Lüge weg, wo der Künstler selbst an seine Gestaltungen glaubt, wie z. B. Homer und Phidias an die olympischen Götter, Dante an die Hölle, Raphael an die Madonna, Milton an den Sündenfall, Klopstock an die Erlösung u. s. w. Und endlich: was in aller Welt haben die Assassinen mit der Kunst zu schaffen?

Weil also die grofsen Gelehrten noch an die Wahrheit (der erforschten wissenschaftlichen Erkenntnis) glauben, hält sich Nietzsche, der an nichts, also auch an sich selbst nicht mehr glaubt, für berechtigt, ihnen (S. 185) vorzuwerfen, nichts sei ihnen fremder als Freiheit und Entfesselung (vom Glauben an die Wahrheit). Er wirft ihnen das Verzichtleisten auf Interpretation vor, worunter er das »Vergewaltigen, Zurechtschieben, Abkürzen, Weglassen, Ausstopfen, Ausdichten und — Umfälschen (!)« versteht. Was das heifsen soll, und was damit bezweckt wird, ist Rätsel. Nach und nach indessen zieht sich Nietzsche (S. 186) mit seinem verdammenden Urteil so weit zurück, dafs sich die von ihm verworfene Wissenschaft auf die — Metaphysik beschränkt, d. h. auf die willkürliche Aufstellung unerweisbarer philosophischer Behauptungen. Nun, soweit hat er nicht sehr unrecht. Die Metaphysik ist nur ein Versuch, zur Wissenschaft zu gelangen; denn jeder Philosoph hat seine eigene; eine gemeingültige, auf Tatsachen beruhende giebt es so wenig wie eine Konfession, die diese Eigenschaften hätte. War es denn aber erlaubt, das, was die Metaphysik allein angeht, auf die gesamte Wissenschaft auszudehnen und seine Opposition gegen jenen

Zweig zu einem fanatischen Wutgeschrei gegen jeden Glauben an wissenschaftliche Forschung zu steigern, ja daraus den wahnsinnigen Schlufs zu ziehen: »Nichts ist wahr, alles ist erlaubt«? Nein, das wäre einem ruhig denkenden Gelehrten unmöglich gewesen; denn der gröfste Teil der Wissenschaft, ja, die gesamte erforschbare Wissenschaft, namentlich also die Geschichts-, Sprach- und Naturwissenschaft, hat nackte, nüchterne Tatsachen zur Voraussetzung und daher auch das vollste Recht, an die Wahrheit ihrer erforschten Lehren zu glauben! Und wenn Nietzsche hinterher (S. 192 ff.) auch gegen die Geschichtschreibung loszieht und sie nihilistisch nennt, weil sie nicht beweise, sondern nur beschreibe, so ist dies, als Ausflufs seines überall hervortretenden Mangels an jedem historischen Sinn, absolut wertlos. Beweist er denn selbst etwas? Keineswegs! Am Ende seiner Schriften weifs man so viel oder so wenig Richtiges wie am Anfange!

Damit können wir schliefsen und als Ergebnis unserer Kritik der verkehrten Lehren des unglücklichen Denkers und Dichters dem seinigen gegenüber als unsern Wahlspruch aufstellen:

»Was erforscht wurde, ist wahr; was dem Gemeinwohle dient, ist erlaubt.«*)

---

*) Natürlich nicht dem, was nur als Gemeinwohl ausgegeben wird, sondern nur dem, was die Menschen im allgemeinen glücklich macht!

NACHWORT.

»Ja, ich mufs leider an einen zeitweiligen populären Triumph dieser gewissen rückläufigen Instinkten bei oberflächlicher Betrachtung schmeichelnden Nietzscheschen Lehren glauben, eben weil diese Lehren, in ihrer letzten Wurzel erfafst, absurd sind.«
(Dr. Ludw. Stein, Nietzsches Weltanschauung S. 103.)

Nun noch einige allgemeine Bemerkungen, die nicht in eines der Kapitel dieses Buches gehören. Was mich vor allem zu dieser Arbeit berechtigte, ist die Haltung der Anhänger Nietzsches selbst, besonders aber des einzigen unter ihnen, der ernst genommen werden kann. Rudolf Steiner kann dies deshalb, weil er mit beneidenswerter Offenheit seinen Abgott nicht schönfärbt, ja nicht einmal verteidigt, sondern gerade das an ihm, was wir zu bekämpfen für unsere Pflicht hielten, mit Begeisterung hervorhebt. Wir verlangen gar nicht mehr als folgende kostbare Zugeständnisse:

1. »Nietzsche ist kein Messias und Religionsstifter; er kann deshalb sich wohl Freunde seiner Meinungen wünschen; Bekenner seiner Lehren aber, die ihr eigenes Selbst aufgeben, um das seinige zu finden, kann er nicht wollen. In Nietzsches Persönlichkeit finden sich Instinkte, denen ganze Vorstellungskreise seiner Zeitgenossen zuwider sind.« (Fr. Nietzsche, ein Kämpfer gegen seine Zeit, S. 4.)

2. »Nietzsche ist kein ‚Denker' im gewöhnlichen Sinne des Wortes . . . deshalb legt er auf logische Beweisgründe für ein Urteil wenig Gewicht.« »Nicht darauf kommt es ihm an, ob sich das Urteil logisch beweisen läfst, sondern wie gut es sich unter seinem Einflusse leben läfst.« . . . »Er ist kein philosophischer Kopf.« (Ebd. S. 8 und 13.)

3. »Dafs diese Sätze (‚nichts ist wahr, alles ist erlaubt . . . damit war der Wahrheit selbst der Glaube gekündigt') die Empfindungen einer vornehmen, einer Herrennatur zum Ausdrucke bringen, die sich die Erlaubnis, frei nach ihren eigenen Gesetzen zu leben, durch keine Rücksichten auf ewige Wahrheiten und Vorschriften der Moral verkümmern lassen will, fühlen diejenigen Menschen nicht, die, ihrer Art nach, zur Unterwürfigkeit geeignet sind. Eine Persönlichkeit, wie die Nietzsches ist, verträgt auch jene Tyrannen nicht, die in der Form abstrakter Sittengebote auftreten. Ich bestimme, wie ich denken, wie ich handeln will, sagt eine solche Natur.« (Ebd. S. 15.)

Nr. 1 und 2 sprechen für sich selbst; wir brauchen hier nur Nr. 3. Und hier fragt es sich nun (was bei Steiner nicht klar gesagt ist), ob dieser Ausspruch blofs als ein genialer Geistesblitz gelten soll, oder ob er als ausführbar gedacht ist. Im ersteren Falle kann man über solche Spiegelfechterei nur lächeln; im zweiten Falle aber (den Max Zerbst, s. oben S. 108, offenbar für möglich hält) wird die Sache ernster. Nehmen wir an, dafs ein Mann so denkt und handelt (dafs er nämlich allein sein Handeln zu bestimmen habe), so wird und mufs er sich in der Gesellschaft unmöglich machen und im Interesse der öffentlichen Sicherheit eingesperrt werden. Sind es zwei, vorausgesetzt, dafs sie füreinander erreichbar sind, so giebt es ein Duell auf Leben und Tod, und für den Überlebenden tritt der Fall

des einzelnen ein. Drei und mehr — eine Schlägerei mit blutigen Köpfen, — zehn und mehr — ein Scharmützel, — hundert und mehr — ein Blutbad, — tausend und mehr — Anarchie! Sind ihrer nun mehr als zwei, so brauchen nicht alle den Tod zu finden und werden es auch schwerlich; aber sie werden naturgemäfs, soweit sie am Leben bleiben, dem Stärksten der Bande unterwürfig sein müssen. Man sieht also, dafs die Anhänglichkeit an den schönen Grundsatz »alles ist erlaubt« nicht vor Unterwürfigkeit schützt. Im Gegenteil, die dem Stärksten der Bande unterworfenen Nietzscheaner werden weit mehr »zur Unterwürfigkeit geeignet« sein, als diejenigen, die ewigen Wahrheiten und Vorschriften der Moral anhängen, oder vielmehr: jene allein werden einen Tyrannen ertragen müssen, den die, welche ewigen Wahrheiten und Vorschriften der Moral anhängen, nicht fühlen, weil sie es freiwillig tun, im Interesse des Gemeinwohles!

Schliefslich kann aber auch der Stärkste der Bande oder der »Übermensch« seinem Schicksal nicht entgehen. Wer überhaupt kann das? Kein Cäsar und Napoleon! Wer überhaupt ist nicht irgend einer Notwendigkeit oder wenigstens Möglichkeit unterworfen? Auch der nicht, der sich von ewigen Wahrheiten und moralischen Vorschriften frei macht. Da wollen wir noch am liebsten freiwillig gewählten Wahrheiten und sittlichen Geboten folgen! — Nein, meine Herren Priester des Gottes Nietzsche und des Übermenschen, wir wollen keine Herrennaturen, wohl aber Naturherren, d. h. Bändiger der wilden Naturtriebe zum Zwecke Aufblühens des Gemeinwohles!

Was Nietzsche und Steiner wollen, ist dasselbe, was schon der überspannte, von Steiner aber (S. 96 ff.) gefeierte Max Stirner (Kaspar Schmidt, geb. 1806, † 1856) wollte, oder wenn wir mild urteilen wollen, unabsichtlich herbei-

wünschte, — der Krieg aller gegen alle! Dafs aber solche »Übermenschen«, die sich an nichts gebunden wissen wollen als an ihr eigenes Belieben, sich von den Anarchisten (obschon sie Nietzsche »Hunde« nannte, J. 136) und den Verbrechern nicht wesentlich unterscheiden, liegt auf der Hand.

Steiner kann lange (S. 23) behaupten, Nietzsche wolle in seinen eigenen Meinungen nichts geben als ein Erzeugnis seiner persönlichen Instinkte und Triebe; es ist dessen ungeachtet nicht ausgeschlossen, dafs es fanatischen und ungebildeten Anhängern einfällt, seine Äufserungen in die Wirklichkeit zu übertragen. Ja, es geschieht bekanntlich, sogar ohne Kenntnis von Nietzsche, hier und da. Weil aber solche Ansichten in der Verwirklichung nur Gefahren für die Menschheit herbeiführen können, so sind sie verwerflich, und da Nietzsche dazu beitrug, sie zu nähren, ist er leider nicht als grofser Geist, sondern als Geistigkranker zu beurteilen.

Merkwürdigerweise ist Steiner (S. 35) in seiner Definition des »Übermenschen« bereits so tief herunter gegangen, dafs er ihn »den Menschen« nennt, »der naturgemäfs zu leben versteht«. Das ist doch offenbar nicht mehr der, der über dem Menschen so hoch steht, wie dieser über dem Affen, ja nicht einmal mehr der »Fernste« im »Kinderland«, sondern ein einfacher Wasser- und Luftkurant. So wenigstens könnte man das »naturgemäfse Leben« verstehen, wenn nicht gleich dahinter stände: »Er (Zarathustra) lehrt die Menschen ihre Tugenden als ihre Geschöpfe betrachten; er heifst sie diejenigen verachten, die ihre Tugenden höher als sich selbst achten.« Diese Alternative ist durchaus nicht erschöpfend. Es giebt doch gewifs aufser den Verbrechern, die das erste, und den Mönchen und Nonnen, die das zweite tun, noch andere Leute. Diese betrachten die Tugenden

weder als ihre Geschöpfe, noch als höhere Wesen, sondern als notwendige Erfordernisse und tatsächliche Resultate der Kultur, mit denen sie im Interesse dieser ein freiwilliges Bündnis eingehen. Diese Leute sind auch keine Fanatiker der Gleichheit, wie Steiner (S. 36 f.) meint, sondern Freunde der Freiheit, d. h. natürlich einer solchen, welche die Freiheit anderer nicht beeinträchtigt. Nietzsche und seine Jünger vergessen immer, dafs die Sorge für das Gemeinwohl diejenige für das Ich nicht aus-, sondern vielmehr einschliefst.

Steiner nennt (S. 117 ff.) jeden Nicht-Nietzscheaner einen Philister und definiert diesen näher als den »Gegensatz zu einem Menschen, der in dem freien Ausleben seiner Anlagen Befriedigung findet.« Wie oberflächlich! Das tun der Einbrecher und der Strafsenräuber auch; denn auch sie haben »Anlagen«! Es ist also nichts damit bewiesen. Vielleicht meint er, ein Philister sei einer, der nur das Ausführbare wolle. Dann brauchte sich niemand zu schämen, ein solcher zu sein. Denn wer das Nichtausführbare will, ist ein Narr! —

Wenn Steiner doch nur sagen wollte, was denn eigentlich jene wollen, die sich »die Erlaubnis, frei, nach ihren eigenen Gesetzen zu leben, durch keine Rücksichten auf ewige Wahrheiten und Vorschriften der Moral verkümmern lassen wollen«. Wer in aller Welt wird denn daran verhindert, so lange er nämlich mit den Strafgesetzen nicht in Konflikt kommt? Das ist für diese Herren ein recht unangenehmes Dilemma. Entweder müssen sie zugeben, dafs sie niemand daran verhindert, nach ihren eigenen Gesetzen zu leben, soweit sie die der Allgemeinheit nicht einbrechen, und dann fällt der ganze Lärm, den sie anheben, dahin. Oder sie müssen gestehen, dafs ihnen — die

Strafgesetze im Wege liegen. Dann, ja freilich — —, wir brauchen den Satz nicht zu vollenden!

Neuestens wiederholt Steiner seine Beschuldigung des Philistertums im »Magazin für Litteratur« (1898 Nr. 33), wo er Hans Gallwitz (dessen religiöse Richtung auch uns nicht zusagt) abfertigt. Hier sagt er: »Alles, was göttlich in dem Menschen ist, wollte Fr. Nietzsche in dem Menschen erwecken, auf dafs er ein Schaffender werde, wie Gott selbst ein Schaffender ist.« (Wie? Gott, dessen Tod doch Nietzsche-Zarathustra der Welt verkündete?) Ja, wenn das Barbarische und Bestialische göttlich ist. Ja, wenn es göttlich ist, die Frauen zu beschimpfen und das Volk zu verachten. Und was hat Nietzsche denn eigentlich geschaffen, er, der immer vom Schaffen redete? Aufser einer Anzahl schöner Gedichte eine Unzahl unmöglicher Paradoxa und halbe Bände hindurch eine Polemik, teils gegen mittelalterliche Weltanschauung, welcher doch nur noch Betbrüder und Betschwestern, Mönche und Nonnen huldigen, teils gegen kleinbürgerliche Gesichtskreise von Herings-, Petroleum- und Schnupftabakskrämern, beides Gruppen, die keine Seite von Nietzsche lesen. Denn wer bedarf der Predigten gegen eingebildete Tugend als die Leute vom Schlage der Spezereihändler und wer derjenigen gegen Dogmen und Wunder als die Überfrommen? Aufgeklärte Kämpfer für das Gemeinwohl brauchen weder einen Zarathustra, noch die »Brücken des Übermenschen«.

Im gleichen »Magazin für Litteratur« erschien im Jahre 1898 eine sehr lehrreiche Erzählung von Kurt Martens »Aus der Décadence«, welche schildert, wie von zwei nach Nietzsches Grundsätzen lebenden jungen Männern, die nur ihr souveränes Belieben als mafsgebend betrachteten, der eine durch sein von allen Rücksichten entbundenes »modernstes«

Leben in eine so zerfahrene, verzweifelte Stimmung geriet, dafs er kein anderes Heilmittel mehr wufste, als alle Willenskraft aufzugeben und sich der ihm nur dem Namen nach bekannten katholischen Kirche in die Arme zu werfen, wobei er sich bis zum Abbeten des Rosenkranzes, zur Generalbeichte bei einem beschränkten Pfarrer und zur Ablegung des tridentinischen Credo demütigte; die gesund gebliebene Seite seiner Natur aber rifs ihn bald aus seiner Illusion heraus und gab ihn dem freien wissenschaftlichen Leben zurück. Der andere aber, der schwächere, ruinierte sich, vom Reichtum verführt, durch das zügelloseste Treiben in solchem Grade, dafs er ein Fest mit schamlosesten Orgien zur Feier seines — (freilich nur fingierten) Selbstmordes veranstaltete!

Diese vortreffliche dichterische Leistung ist leider aus dem Leben gegriffen. Es fehlt nicht an Schriftstellern der Gegenwart aus verschiedenen Nationen, die wir nicht mit Namen zu nennen brauchen, die sich durch paradoxes Treiben nach Nietzschescher Art so sehr um allen Halt gebracht haben, dafs sie in dem blendenden katholischen Kultus ihre einzige Rettung sahen und für die unbefangene Pflege des Schönen, wie für alle Kritik verloren gingen. Ja, wer weifs, ob nicht Nietzsche, wenn er nicht der Bewufstlosigkeit verfallen wäre, jetzt nicht in einem Kloster oder sonst wo Bufse täte? Ob man nun im wüsten physischen Treiben oder in blofs geistigen Orgien seine »Anlagen frei auslebe«, d. h. seine Kräfte verschleudere, ist am Ende einerlei. Beides ist krank und endet krank in einer schlimmeren »Unterwürfigkeit« als die von den Nietzsche-Anbetern so sehr gefürchtete gegenüber den sittlichen Folgerungen der Kulturentwickelung.

»Noch immer (heifst es bei Steiner, Fr. Nietzsche, S. 91, mit Bezug auf Dr. Ludwig Steins Schrift gegen Nietzsche

S. 5) ist die Durchschnittsbildung eines deutschen Professors nicht so weit, das Grofse einer Persönlichkeit von deren kleinen Irrtümern abzutrennen.« *Kleine Irrtümer?* Wie, wenn es sich nun umgekehrt verhielte? Wenn das, was Nietzsches Anhänger an ihm *grofs* nennen, gerade in seinen *grofsen Irrtümern* bestände? Wir erlauben uns, dieser Ansicht zu sein und zu finden, dafs Nietzsche gerade und vorwiegend nur in seinen Irrtümern grofs ist; sonst hätten wir nicht über und gegen seine Hauptwerke geschrieben.

Steiner nennt Nietzsche den »modernsten« aller Geister. *Wir* glauben vielmehr: Nietzsche und alle seine Anhänger sind *Erzreaktionäre!* »In Nietzsches Persönlichkeit sind diejenigen Instinkte vorherrschend, die den Menschen zu einem gebietenden, herrischen Wesen machen. Ihm gefällt alles, was Macht bekundet; ihm mifsfällt alles, was Schwäche verrät.« (Steiner, Fr. Nietzsche, S. 13.) »Die starke Persönlichkeit, die Ziele *schafft*, ist rücksichtslos in der Ausführung derselben . . . Was der Starke will, ist für ihn *gut*; er führt es durch gegen alle widerstrebenden Mächte . . . ein ewiger (!) Krieg besteht zwischen den einzelnen Willensäufserungen, in dem immer der stärkere Wille über den schwächeren siegt.« (Ebend. S. 69 f.) Also Alleinherrschaft der Instinkte und (wie schon gesagt) ewiger Krieg aller gegen alle, — infolgedessen Unterdrückung und Ausrottung der Schwächeren! Wahrlich, diese wilden Anschauungen gehören in die Steinzeit, in das Innere Afrikas oder Australiens, aber nicht in die Kulturwelt Europas und seiner Kolonien! Nietzsche und seine Schule wollen, wenn auch vielleicht nicht durchweg absichtlich, doch *faktisch* die Rückkehr zur Barbarei und zum Faustrecht, zur Roheit und zur Sklaverei. Sie sind daher

ebensowohl Reaktionäre wie die Anarchisten, die wesentlich dasselbe wollen, nur daſs sie die Sklaverei ausschlieſsen und mit der »Tat« vorangehen, das ist der einzige Unterschied. Sie, die Nietzscheaner, sind ebensowohl Reaktionäre wie die Socialdemokraten, die (gleich ihnen) hinter den Staat zurückwollen, aber mit sogenannter Gleichheit, — ebenso wie die Ultramontanen, deren äuſserste Richtung (Civiltà Cattolica der Jesuiten) in die Zeit der Inquisition zurück möchte — wie die Antisemiten, welche die Zeit der Judenverfolgungen zurückwünschen, wie die Spiritisten und Occultisten, denen als Ideal die Herrschaft des Aberglaubens mit ihren Hexenprozessen vorschwebt (deren Berechtigung sie zum Teil anerkennen), und wie die sogenannten Konservativen, denen es unter dem Absolutismus und der herrschenden Orthodoxie des 16. und 17. Jahrhunderts (cujus regio, ejus religio) am wohlsten wäre! Ja, nicht nur das, sondern Nietzsche ist der allerärgste Reaktionär, denn er will am weitesten zurück in die Urzeit.

Nietzsche behauptete (GM. 87 und ähnlich J. 237), es wäre ein Fortschritt, die Menschheit als Masse dem Gedeihen einer einzelnen stärkeren Species Mensch zu opfern! Nein, dreimal nein, das wäre kein Fortschritt! Das wäre ein kolossaler Rückschritt! Alles absichtliche Opfern von Menschen ist ein solcher, heiſse es nun Menschenopfer in irgend welcher Form, Unterdrückung, Verfolgung, Krieg oder auch nur Zweikampf!

Jeder Fortschritt setzt ein Bestehen, nimmer aber ein Zerstören voraus. Verbesserung und Vervollkommnung des Bestehenden, rastlose Reform auf allen Punkten, wachsende Freiheit aller Bewegung, die die Freiheit anderer nicht beeinträchtigt, — das ist Fortschritt! Revolution, Zerstörung, Blutvergieſsen, Niederreiſsen, Scheidung

in Starke und Schwache, in Herren und Sklaven, Willkür im Handeln, die eine Schädigung auch nur ermöglicht, — das alles ist Reaktion, Rückschritt, Verleugnung der Kultur und des Fortschritts! Warum sollen die Schwachen nicht geduldet werden? Wie oft haben sie Starke, wie oft die Starken Schwache erzeugt! Es ist absolut unberechenbar, was aus eines Menschen Nachkommen werden kann! Mit der tausendfach erwiesenen Tatsache, dafs Riesen von ganz gewöhnlichen Leuten stammen und kräftige Eltern oft schwächliche Kinder haben, fällt aller Wahn der »Züchtung« höherer Menschen oder Übermenschen, fällt jede Berechtigung zu einer Herrschaft von Herkulessen als Schwindel dahin!

Hunde, Pferde, Rinder und Schafe werden gezüchtet, Menschen werden **erzogen!**

Auch wir wollen eine Aristokratie, d. h. nach dem wahren Sinne (*ἄριστοι*, die Besten), was ja auch die Demokratie ist, wenn sie die rechten Häupter trifft, aber keine Oligarchie, keine Herrschaft der Starken, der Adligen oder der Reichen! Eine glückliche Auswahl der wissenschaftlich, künstlerisch und sittlich Durchgebildetsten an der Spitze eines freien, mit Liebe und Lehre herangezogenen, durch vernünftige Religion sittlich, durch sociale Reformen wohlhabend, durch sanitäre Vorrichtungen gesund und durch gute Schulen wissend gewordenen Volkes! — —

Das wäre Fortschritt!!!

ANHANG.

Dr. Otto Siebert, Geschichte der neueren deutschen Philosophie, S. 243 ff. Göttingen 1898.

»Nietzsches System ist ein romantischer, libertinistischer, egoistischer, aristokratischer, beziehungsweise autokratischer Anarchismus. — Das Romantische in Nietzsches Philosophie zeigt sich vor allem in seiner Schwärmerei für die wilde Urzeit. Das Grundprinzip des Lebens ist der »Wille zur Macht«. Das Leben der Urzeit war das rechte Leben, weil es ein ungehemmtes Trieb- und Instinktleben war. Das Schwächere wurde unterdrückt, das Fremde überwältigt, die Grausamkeit war die herrschende Gesinnung. Die Arier, jene Übermenschen der Urzeit, jene prachtvollen, nach Sieg und Beute lüstern schweifenden blonden Bestien waren ganze Menschen. Der Idealmensch ist die blonde Bestie der Urzeit, ist der Naturmensch mit seiner Zügellosigkeit und wilden Genufssucht. — Der Libertinismus der Nietzscheschen Weltanschauung offenbart sich in der Verachtung und Verwerfung alles dessen, was Religion und Sittlichkeit verlangt. Nichts ist wahr, alles ist erlaubt. Religion ist Unsinn, Gut und Böse nur flache Begriffe. Die Frage nach dem Guten ist eine Macht- und Nützlichkeitsfrage. Gut ist dasselbe wie vornehm, mächtig, schön, glücklich. Erst die Juden und nach ihnen die Christen

haben die törichte Behauptung aufgestellt, der Elende sei der Gute, der Reiche und Starke aber der Böse. Der wahrhaft Gute entschlägt sich der schwächlichen sogen. Moral und geht nur seinen Trieben und Instinkten nach. Den Geschlechtstrieb befriedigt er im Konkubinat, das leider durch die Ehe korrumpiert ist. Leiden sehen tut ihm wohl, leiden machen noch wohler. Mitleid, Nächstenliebe, Demut, Geduld sind nur angebliche Tugenden, die wahre Tugend ist die Erhebung des Willens zur Macht durch Härte, Unterdrückung und Grausamkeit. Cäsar Borgia, der Sohn Alexanders VI., der Mörder seines Bruders und Schwagers und vieler anderer, dieser durch Lüge, Meineid und Ehebruch befleckte Verbrecher, — er ist nach Nietzsche ein Ideal, ein höherer Mensch, ein Übermensch: schrankenlose Genufssucht, Genufs in allen Äufserungen eines unersättlichen Lebens bis zur Vernichtung und Selbstzerstörung im Jubel zügelloser Triebe und Begierden — das ist das höchste sittliche Ziel. — Damit verbindet sich naturgemäfs der schroffste Egoismus. Für mich existiert nichts weiter als mein Ich, mir ist um meinetwillen alles erlaubt. Selbstsucht gehört zum Wesen der vornehmen Seele. Selbsterhaltung, Selbsterhöhung, Selbsterlösung ist wahres Streben, der andere geht mich nichts an. Der Egoismus ist natürlich und berechtigt. Besonders seine eigene Person stellt Nietzsche stark in den Vordergrund und gelangt somit von einem aristokratischen zu einem autokratischen Anarchismus. Aristokratisch ist sein Anarchismus, weil er der Lügenlosung vom Vorrecht der meisten die furchtbare Gegenlosung vom Vorrecht der wenigsten gegenüberstellt. Nur die an Leib und Seele Gesunden, die starken, die echten Aristokraten werden dereinst den höhern Typus der Menschheit ausbilden. Es

wird ein ungeheures Zugrundegehen eintreten, viele werden fallen und umkommen, und nur wenige arbeiten sich aus diesem Anarchismus hervor. Die Gesellschaft ist der Unterbau, an welchem sich eine ausgesuchte Art Wesen zu höherem Sein emporzuheben vermag. Zu diesen gehört natürlich ein Mann wie Nietzsche selbst; erklärt er doch seinen Zarathustra für das tiefste Buch, das die Menschheit besitzt. Ja, er erkennt in allem Werden der Natur nur eine Sehnsucht derselben nach seiner eigenen Persönlichkeit. So endigt diese Weltanschauung, im Grunde nur eine lächerliche Utopie, mit offenbarer Selbstvergötterung.«

REGISTER.

Pierer'sche Hofbuchdruckerei Stephan Geibel & Co. in Altenburg.